Kriegs-Echo

Nr. 88 Wochen-Chronik 10 Pf. (15 Heller)

14. April 1916 Ullstein & Co

Das neue Europa

Durch eine besondere Kundgebung hat der Kaiser die Bedeutung der Worte unterstrichen, die der Kanzler am 5. April dem Reichstag, dem deutschen Volk, dem erwartungsvoll gespannten Europa, und in letzter Instanz dem Urteil der Weltgeschichte unterbreitete. Unsere Feinde tun gut, sie nach ihrem vollen Gewicht zu wägen. Denn Theobald von Bethmann Hollweg ist kein Mann des leichten Herzens und der gewandten Zunge, die spielend die Worte wendet. Er hat „keine Zeit für Rhetorik". Keine Zeit und keinen Sinn. Denn er ist auch darin ganz deutsch, daß ihm das Wort eine Sache der Ueberzeugung, des Herzens und des Gewissens ist. Diese herbe, sparsame Art, die lieber zu wenig als zu viel sagt, setzt sich in unserer lauten, geschwätzigen, dem Tageseindruck unterworfenen Zeit schwer durch. Oft haben amerikanische



Feldmarschall von Mackensen in Konstantinopel
× Mackensen ×× Salih Pascha, Generaladjutant des Sultans

Phot. Jussuf Razi Bei

Presseleute mit dem Ton des Vorwurfs gesagt, man bekomme aus Deutschland zu wenig Lesefutter. Leute wie Churchill wären allerdings bei uns unmöglich. Wir sind nicht „interessant“. Feldgrau ist unsere Art. Das stört freilich die dekorative Wirkung. Aber wir wollen doch lieber bei ihr bleiben. Denn die Welt scheint nur dem oberflächlichen Blick wie ein Theaterspiel, bei dem das künstliche Licht und die bunte Schminke die Hauptsache sind. Wir suchen hinter dem verwirrenden Lauf des täglichen Begebens das Walten einer höheren und tieferen Gerechtigkeit. Der Kaiser und der Kanzler gehören zu denen, die aufs stärkste von diesem Glauben erfüllt sind.

Die Kanzlerrede fällt zeitlich zusammen mit dem vorzeitigen Scheitern der seit langem vorbereiteten Angriffspläne unserer Gegner, die den Krieg entscheiden sollten. Sie sind im Keim erfroren infolge des jähen Schlages gegen Verdun, der in der Geschichte eine ähnliche Bedeutung haben wird, wie der Angriff am Dunajec. Vergeblich haben die Engländer ihren Freunden empfohlen, lieber Verdun preiszugeben, als den großen Plan der gemeinsamen Offensive in Ost und West. Sie haben gut reden, so lange ihr eigenes Dach nicht brennt. Die Franzosen sind ihrem natürlichen Instinkt gefolgt und haben den Kampf angenommen. Damit war das große Spiel zerstört, für das alle Instrumente an allen Fronten eifrig und mißtönend gestimmt wurden. Auch die Kanonen, die am Naroczsee und am Isonzo tobten, waren ja keine spontanen Kriegshandlungen, sondern die zwangsläufige Folge der deutschen Unternehmungen. So blieb im zweiten Kriegslenz die Initiative fest in den Händen Falkenhayns und Conrads. Und keiner darf hoffen, sie ihnen zu entreißen.

Als wir in den Krieg hineingingen, hatten wie kein anderes Ziel, als uns zu wehren, die ungeschützten Grenzmarken von den eingedrungenen Feindesschwärmen zu reinigen und die friedliche Arbeit in Stadt und Land vor der Zerstörung zu retten. Damals redeten die Minister in London, Paris und Petersburg von der Vernichtung des Deutschen Reiches und von der Degradierung des deutschen Volkes zu einer willenlosen Masse rechtloser Heloten, den unglücklichen Fremdvölkern gleich, die der russische Tschinownik aussaugt und der russische Kosak mit Knute und Säbel an ihr Schicksal gewöhnt. Jetzt ist das Reden an uns.

Wollen wir gleiches mit gleichem vergelten? Und ist Gefahr, daß der Erfolg, verführerisch und blendend, die Leiter der deutschen Geschicke ins Abenteuerliche lockt, so wie einst die stolzen Hohenstaufen? Oder aber fehlt ihnen der Mut und die Kraft, den Fragen, die das Schicksal an uns stellt, ins Auge zu sehen und die Gunst der Stunde zu nützen? Nichts von alledem. Der Reichskanzler und die große Mehrheit der Volksvertretung mit ihm bleiben auf dem gewachsenen Felsengrund der Wirklichkeit, aber sie denken auch an die Zukunft an Kinder und Enkel, und an das neue Europa, das für alle seine Bewohner ein „Europa der friedlichen Arbeit“ werden soll, befreit von der Gefahr, das Schicksal des russischen Polen und des russischen Finnland zu erleiden, gesichert vor den ewigen Ränken und Anmaßungen eines siegreichen Frankreichs, die der belgische Gesandte in Berlin so treffend kennzeichnete, erlöst von dem Zustand der Zersplitterung und der dauernden Reizbarkeit, den England das Gleichgewicht auf dem Kontinent zu nennen beliebt.

Und die Mittel zu diesem Ziel? Mit dem Kanzler wollen wir „ein Deutschland, so fest gefügt, so stark beschirmt, daß niemand wieder in Versuchung gerät, uns vernichten zu wollen, jedermann in der Welt unser Recht auf freie Betätigung unserer friedlichen Kräfte anerkennen muß“. Mit dem Kanzler wollen wir für „die befreiten Völker zwischen der Baltischen See und den wolhynischen Sümpfen“ einen Zustand schaffen helfen, der die Wogen des Großrussentums eindämmt in ihr natürliches Bett, das wahrlich Raum genug bietet für unabsehbare Zeiten. Im Westen fordern wir „reale Garantien dafür, daß Belgien nicht ein französisch-englischer Vasallenstaat, und militärisch wie wirtschaftlich zum Bollwerk gegen Deutschland ausgebaut wird.“ Nicht mehr und nicht weniger. Ueber den Balkan sprach der Kanzler nicht. Offenbar ist er der Meinung, daß diese schwerste aller europäischen Fragen durch die Bundesgenossenschaft des siegreichen Bulgariens und der neuen Türkei eine Lösung erfahren hat, die dafür sorgt, daß auch dieser Tummelplatz der eigensüchtigen Wühlarbeit Rußlands und Englands den Segen ungehemmter Kulturarbeit genießen wird . . .

So denkt sich das siegreiche Deutschland das neue Europa. Ist jemand, der Grund hätte, sich zu fürchten, wenn er mithilft, es zu schaffen?

Rechts und links der Maas

Die Franzosen verfügen in Verdun nicht nur über die reichen Mittel eines Befestigungskomplexes, der an Widerstandskraft alles übertrifft, was man bei Beginn des Krieges für möglich gehalten hat, sondern auch über die Möglichkeit, jede Art von Nachschub aus dem Hinterland heranzuführen. Nimmt man dazu, daß die französische Heeresleitung rücksichtslos ein ausgezeichnetes Soldatenmaterial einsetzt und aus der ganzen Welt mit Geschossen und Geschützen versehen wird, so ergibt sich eine solche Fülle von Vorteilen der Verteidigung, daß man wohl der Meinung sein konnte, Verdun sei unangreifbar, unverwundbar, uneinnehmbar. Staunend sieht die Welt, wie die deutsche Kriegskraft das Unmögliche möglich macht. Schritt für Schritt, Schlag um Schlag, durch keinen Rückstoß aufzuhalten, dringt der Angriff vor. Unsere dankbare Bewunderung für Führer und Truppen entspricht der unvergleichlichen Größe der Leistung, die, wie neuerdings wieder im Berner „Bund“ hervorgehoben wurde, mit verhältnismäßig geringen Opfern erzielt wurde.

Hauptstützpunkte der Verteidigung bilden die Dörfer im Vorgelände der Festung. Die Häuser, die Keller, die Garten- und Friedhofsmauern, alte massive Bauten, versteckte Winkel, das alles gibt endlose Möglichkeiten zur Beobachtung, zu festen Unterständen, zum Anbringen verschmitzter Hindernisse, zum unauffindbaren Einbau von Maschinengewehren. Aehnlich sind die Wälder ausgebaut, die das Berggelände und die tief eingeschnittenen Schluchten bedecken. Dazu die Steinbrüche, Wasserläufe und die Fülle der künstlichen Hindernisse, die jeden Schritt vorwärts erschweren. Und die feindliche Artillerie aller Kaliber, die auf jede Falte des Geländes eingeschossen ist. Wenn es trotz alledem gelungen ist, rechts und links der Maas wichtige Fortschritte zu machen und gegen opferreiche Gegenangriffe zu behaupten, so beweist das eine solche Ueberlegenheit, daß man getrost der weiteren Entwicklung harren darf.

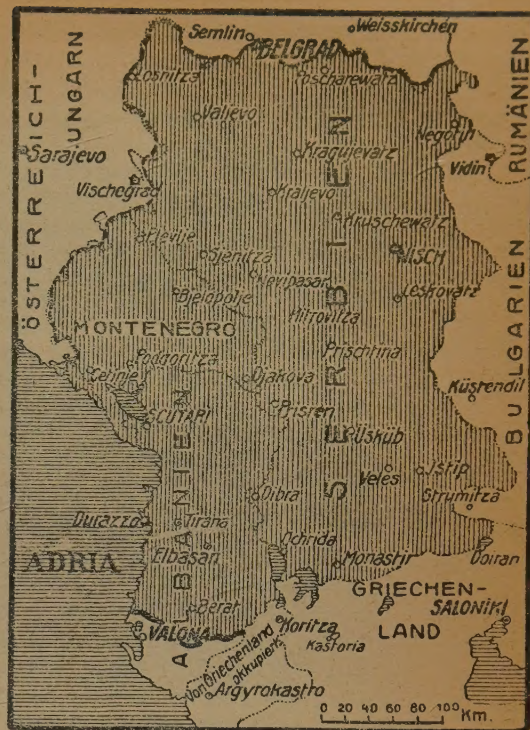
Auf dem linken Maasufer wurde durch die Eroberung von Malancourt und Haucourt, die beide schwer befestigt waren und befehlsgemäß bis zur Selbstvernichtung verteidigt wurden, die erste Verteidigungslinie der Nordwestfront unhaltbar gemacht. Auf dem rechten Ufer, wo der Verlust von Dorf und Feste Douaumont die Franzosen so stark beengt hat, daß jeder verlorene Meter ihre Lage verschlechtert, wurde Brust an Brust um das Gebiet südlich und südwestlich von Douaumont gerungen. Die deutschen Fortschritte an den Abhängen von Vaux und im Cailettewald waren am 31. März und 2. April so groß und bedenklich, daß der französische Führer die



Vor einem Jahr standen die Russen noch bis zum Karpathenkamm . . . . . Heute stehen wir weit in Rußland

blutigsten Opfer brachte, um den Verlust auszugleichen. Es war alles vergeblich. Die deutschen Sturmtruppen hielten aus, hielten fest, was sie gewonnen.

Auf den anderen Kampfplätzen sind die Dinge noch in der Entwicklung. Vielleicht hatte der Besuch, den der englische Ministerpräsident Asquith in Rom und im italienischen Hauptquartier abstattete, den Zweck, eine Betätigung italienischer Kräfte im Orient zu erzielen, die als Ersatz für die versagte Mitwirkung an der Westfront gelten könnte. Wie Cadorna darüber denkt, wird sich zeigen. Einstweilen ist der Kriegsminister Zupelli dem Beispiel seiner russischen und französischen Kollegen Poliwanow und Gallieni gefolgt. An seine Stelle trat General Paolo Morone.



Damals hofften die Gegner, den Balkan gegen uns in Brand zu setzen . . . Heute steht Bulgarien fest an unserer Seite

Der Luftkrieg gegen die britische Insel

Wir haben in diesem langen und harten Krieg gelernt, daß nicht alle Blütenträume reifen. Und wir wissen, daß es kein Mittel gibt, das schwere Schreiten der Kriegsrosse von heute auf morgen zu beschwingen. Das alles zugegeben. Und doch haben wir das Gefühl, daß die Kette von Zeppelinangriffen, die unzerreißbar sich um England schließt, zu den ganz großen Ereignissen des Krieges zählt.

Schon in den Tagen der ersten großen Zeppelinfahrten haben einsichtige Leute in England auf die Gefahr hingewiesen, die für das Inselland durch die Entwicklung der Luftwaffe erwachse. J. P. Hearne schrieb 1908 ein ganzes Buch, um die öffentliche Meinung Englands gegen die Gleichgültigkeit der Admiralität und des Kriegsamts aufzubringen. Durchaus zutreffend legte er dar, daß die von amtlichen Federn — unter anderem auch in der Daily Mail — als unfehlbar gepriesenen Abwehrkanonen wenig nützen und daß nur die rechtzeitige Schaffung einer allseitig ausgebauten Luftmacht Schutz gewähren könne. Die englischen Fachleute blieben aber bei ihrer Meinung. Sie unterschätzten wohl das technische Genie und den Unternehmungsgeist der deutschen Konstrukteure und verließen sich auf die scheinbare Ueberlegenheit der französischen Flugzeuge, die ja gleich in den ersten Tagen des Kriegs die deutschen Städte, Flugplätze, Zeppelinhallen zu zerstören gedachten. Gerade so wie die deutsche Flotte vernichtet werden sollte, ehe die deutschen Zeitungsleser die Nachricht vom Kriegsausbruch erfahren würden.



Damals schlugen wir die schwere Abwehrschlacht in der Champagne . . . Heute klang der Kanonendonner von Verdun herüber

Zur Reichskanzlerrede
Vor einem Jahr und heute!
(Das gewonnene Gebiet ist schraffiert)

Als das alles anders kam und deutsche Luftschiffe, deutsche Flugzeuge nach Belieben Britannien besuchten, war die Furcht und die ohnmächtige Wut groß. Sie äußerte sich in der üblichen Weise: man weinte und klagte über die deutsche Barbarei. Besonders Churchill, der unschuldsvolle Engel, sprudelte über von edlen Redensarten, aus denen zu entnehmen war, daß England so etwas niemals tun würde. Die neutrale Welt fiel denn auch prompt auf diese Aeußerungen einer schönen Seele herein und unterstützte moralisch die Forderung, Deutschland solle auf den Gebrauch einer Waffe verzichten, die England infolge seiner geistigen Trägheit und technischen Rückständigkeit nicht besaß und trotz allen Mühens nicht schaffen konnte. Als aber die Zeppeline durch den Lärm und die Redensarten sich nicht abschrecken ließen und immer wieder kamen, machte man sich in England endlich daran, nach einem Gegenmittel zu suchen. Die Behörden sahen sich zu diesen Unternehmen um so mehr veranlaßt, als die Entrüstung über ihre Untätigkeit allmählich die Oberhand gewann über die als Ablenkungsmittel außerordentlich willkommenen Wutausbrüche gegen die „Hunnen". Die erlogenen Reuter-Berichte erregten in den betroffenen Landstrichen wachsende Empörung. Im Oberhaus und im Unterhaus erfolgten die schärfsten Angriffe. Ein Flieger, Pemberton Billing, wurde gegen den Kandidaten aller politischen Parteien ins Parlament gewählt, zu dem einzigen Zweck, die Mißstände der englischen Luftwehr zu rügen. Das tat er denn auch

gründlich. Dabei zeigte sich drastisch, wie groß die Nervosität und Schutzbedürftigkeit der englischen Bevölkerung ist, von der die amtliche Legende berichtet hatte, sie werde durch die „nutzlosen Angriffe auf Frauen und Kinder“ in ihrer Kampfeswut nur noch gestärkt. In der Debatte berichtete unter anderem Sir W. Gelder:

In einer Stadt der Ostküste führte man eine Woche oder zwei nach einem Luftangriff zwei Abwehrgeschütze durch die Straßen; die Einwohnerschaft freute sich über die gewonnene Verteidigung ihrer Stadt; eine Woche darauf aber wurden dieselben Geschütze in eine andere Stadt zu gleichem Zwecke gebracht. In einer großen Maschinenfabrik an der Ostküste wurde eine Kanone aufgepflanzt und Tag und Nacht unter Wache gehalten. Natürlich glaubte alles, sie gehöre zu den Verteidigungsanstalten für die Stadt; es fand sich aber danach, daß es ein Popanz, eine Strohmannskanone war. (Hier warf Billing ein: Von Holz, von Holz!) Nach seiner Ansicht habe die Regierung damit den Zweck verfolgt, den Argwohn und die Angst des Volkes zu beschwichtigen; eine Täuschung, die der Militärbehörde denn doch ganz unwürdig sei.

Der Abgeordnete Sir H. Dalziel bestätigte, daß die Holzkanone von Stadt zu Stadt, wo immer ein Luftangriff vorgekommen, gefahren worden sei, um die Leute zu beruhigen....

Außer den stolzen Holzkanonen, die kein Geschichtsschreiber dieses Kriegs unerwähnt lassen sollte, besorgte die britische Regierung nach Kräften auch wirkliche Abwehrgeschütze. Mit welchem Eifer diese Schutzmaßnahmen betrieben wurden, zeigte eine Aeußerung von Lord Kitchener, der am 17. Februar 1916 erklärte: „Die Konstruktion von Luftschiff-Abwehrkanonen geht im Augenblick der Konstruktion jeder anderen Waffe voran.“ Diese Bemerkung genügt übrigens, um die militärische Bedeutung der Zeppelin-Angriffe vollauf zu beweisen. Denn die Beschäftigung der englischen Geschützfabriken mit der schleunigen Herstellung von Anti-Zeppelin-Kanonen verzögert naturgemäß die Herstellung von Kanonen für die Front und die Flotte. Ganz abgesehen davon, daß zur Bedienung der Abwehrbatterien viele Tausende geübter Artilleristen nötig sind, die an der Front fehlen. Die neuen Abwehrgeschütze stellten übrigens eine ganz bedeutende Verbesserung gegenüber den bisherigen Modellen dar, von denen Lord Montagu im Oberhaus berichtet hatte, daß sie nur bis 5000 Fuß reichten, während die Luftschiffe 2000 Fuß höher flogen. Die neuen Geschütze sollten, so erwartete man, die doppelte Reichweite haben und dadurch den Zeppelinen den Garaus machen.

Inzwischen hat man aber auch auf den deutschen Luftschiffwerften nicht geschlafen . . . Man darf sogar wohl sagen, daß der technische Vorsprung, den Deutschland im Bau von Luftfahrzeugen „leichter als Luft“ bei Kriegsbeginn hatte, von Monat zu Monat gewachsen ist. Den Beweis liefert neuerdings wieder die Tatsache, daß die Zeppelinangriffe auf England, die in der Nacht zum 1. April begannen, trotz stärkster Gegenwirkung programmäßig in vier aufeinanderfolgenden Nächten erledigt werden konnten, so daß ein Gebiet von 600 Kilometer Länge im Feuerbereich der gewaltig wirkenden Spreng- und Brandgranaten lag. Ein einziges deutsches Luftschiff ist durch das wahnsinnige Feuer der englischen Batterien zu Schaden gekommen: „L. 15“, das vielleicht schon vorher durch irgendwelchen Defekt oder durch atmosphärische Einflüsse gelitten hatte, so daß es sich der Wirkung der feindlichen Geschosse nicht entziehen konnte. Das Wrack ging vor der Themse nieder und versank. Bemerkenswert ist, daß man in England ernsthaft daran denkt, den versunkenen Schatz zu heben und nach drei Monaten gegen Deutschland zu verwenden . . . Wir warten das Mißlingen des Experiments ruhig ab, das für uns nur ein weiterer Beweis für den Schmerz ist, den unsere Zeppeline den Engländern bereiten.

Die Mannschaft des „L. 15“ wurde bis auf einen Mann, der ertrank, von einem englischen Patrouillenboot gerettet. Es ist bezeichnend, daß die Engländer diese selbstverständliche Tat als Muster von Edelmut in die Welt posaunen, nachdem sie kurz zuvor die beispiellose Gemeinheit des Fischerboots „King Stephen“ gegenüber „L. 19“ beifällig begrüßt hatten.

Wir bedauern gewiß den Verlust des Fahrzeugs, das im ehrenvollen Kampf zugrunde ging. Aber die Engländer hatten wahrlich keinen Grund, zu jubeln. Denn alle die andern Luftkreuzer haben den schweren Kampf unversehrt überstanden und haben ihre Aufträge, umtobt von dem Heulen der Granaten und Schrapnells, mit Sorgfalt und Sicherheit erfüllt. Reuter mag schreiben und lügen, daß die Kabel brechen. Seine Ableugnungen, die im eigenen Land bitteren Hohn wecken, werden keinen Menschen überzeugen und nur die Meinung bestärken, daß der Eindruck und die Wirkung der gewaltigen Luftaktion ganz gewaltig war. Wir wissen, daß unsere amtlichen Berichte eher zu wenig, als zuviel sagen. Ohne ausschmückende Einzelheiten — man denke, was etwa die französische Heeresleitung aus einem solchen Stoff machen würde! — melden sie, daß in London die City und die Docks am 1. und 3. April erfolgreich angegriffen wurden, daß Industrieanlagen bei Enfield, Sprengstoffabriken bei Waltham Abbey, Fabriken bei Cambridge, die Hochöfen und Eisenwerke am Tees-Fluß, die Hafenanlagen bei Middlesborough und Sunderland, in Lowestoft und Yarmouth, Bahnhöfe im Industriegebiet bei Leeds, das Humbergebiet, die Tynemündung und der Firth of Forth, Edinburgh und Leith mit Bomben aufs stärkste belegt wurden. Die Mittelpunkte der Munitionserzeugung, des Schiffbaues, der Lebensmittelversorgung standen im deutschen Feuer und haben schwer gelitten. England ist eine Insel gewesen...

Groß wie die materiellen Wirkungen sind auch die moralischen. Zutreffend sagt die Neue Freie Presse:

„England fürchtet sich. Die Truppen sind tapfer, der Volksstamm männlich, und einen Feind herabzusetzen, ist nicht unsere Art. Das Surren der Zeppeline reißt jedoch an den Nerven der Engländer, weil es so ungeschichtlich, so vollständig gegen seit Jahrhunderten eingewohnte Vorstellungen ist, daß der Boden des britischen Reiches vor Angriffen nicht geschützt sei. Die Empfindung bei einem Erdbeben ist deshalb so qualvoll, weil die instinktmäßigen Begriffe von Sicherheit und Festigkeit aufhören. Der Bürger von London muß ähnliche Gefühle haben, wenn Bomben aus der Luft geschleudert werden und das wichtigste Merkmal der Insel, der Schutz gegen Einbrüche, plötzlich verschwindet.“

Wir dürfen hoffen, daß die Häufigkeit und Planmäßigkeit der Zeppelinangriffe, wie bisher, auch in Zukunft von Woche zu Woche zunehmen wird. Die Wirkung wird sich in geometrischer Progression steigern . . .

Um so mehr, als die deutsche Ueberlegenheit auch im Flugzeugwesen („schwerer als Luft“) immer unbestreitbarer hervortritt. Die französischen Berichte sind kürzlich im Unterhaus als „lügenhaft“ bezeichnet worden. Dieses Urteil wird durch die amtlichen deutschen Ziffern bestätigt. Während der französische Generalstab täglich zweimal von brennend abgestürzten deutschen Flugzeugen berichtet, erfahren wir jetzt, daß im ganzen Monat März an der Westfront 14 deutsche Flugzeuge verloren gingen in den sieben Monaten seit September insgesamt 43. Dagegen büßten Engländer und Franzosen im März 44 Flugzeuge ein, hiervon 38 im Luftkampf — „Fokkerfutter“ nannte der Flieger Billing die englischen Aeroplane — und insgesamt seit September 157. Der Kaiser hat unsere beiden besten Kampfflieger, den Oberleutnant Bölcke und den sächsischen Leutnant der Reserve Immelmann, die je 13 feindliche Flugzeuge erledigt haben, durch besondere Dankschreiben geehrt, nachdem sie bereits früher den höchsten Kriegsorden erhalten hatten. Zu der Zahl der mit besonderer Auszeichnung erwähnten Kampfflieger ist neuerdings Oberleutnant Berthold getreten. In der Türkei ist es Hauptmann Buddeke, der mehr als ein halbes Dutzend feindlicher Flieger besiegt hat und neuerdings wieder bei Sedd ul Bahr im Luftkampf die Oberhand gewann.

Ueberhaupt: Wo siegen und fliegen unsere Helden nicht alles! In West, Ost, Süd und über den Meeren . . .

Die bisherigen Luftangriffe auf England

1915		
Januar	20.	Marineluftschiffe greifen befestigte Plätze der englischen Ostküste an (Yarmouth, Cromer usw.).
April	14.	Angriff auf die Tynemündung.
	16.	Luftschiffe über Essex und Suffolk.
	30.	Die Küstenbefestigungen von Harwich bombardiert.
Mai	10.	Bombardement der Befestigungen von Southend.
	17.	Angriff auf Dover.
	27.	Southend abermals bombardiert.
	31.	Docks und Werften von London angegriffen.
Juni	5.	Angriff auf die befestigte Humbermündung und den Flottenstützpunkt Harwich.
	7.	Docks von Kingston und Grimsby bombardiert.
	16.	Angriff auf die englische Nordostküste: Newcastle und Shields, Zerstörung industrieller Anlagen.
August	10.	Angriff auf die englische Ostküste. Kriegsschiffe auf der Themse, Docks von London, Harwich und Befestigungen am Humber mit Bomben beworfen.
	13.	Harwich und militärische Anlagen bombardiert.
	18.	City von London und Themsegegend bombardiert.
Septemb.	8.	Londoner Hafenanlagen mit Bomben belegt.
	9.	City von London, Fabrikanlagen bei Norwich, Hafenanlagen und Eisenwerke von Middlesborough
	11.	Bombardement der Docks von London.
	12.	Angriff auf die Befestigungen von Southend.
Oktober	14.	London und Umgebung angegriffen.
1916.		
Januar	23.	Wasserflugzeug über Dover. Wasserflugzeuge setzen die Luftschiffhallen in Hougham (westlich Dover) in Brand.
	31.	Angriff auf das englische Industriezentrum: Liverpool, Manchester, Nottingham, Sheffield.
Februar	2.	„L 19" bei Grimsby untergegangen.
	9.	Marineflugzeuge bombardieren Hafen-, Fabrik- und Kasernenanlagen von Ramsgate.
	20.	Fliegerangriffe auf die englische Küste bei Deal.
März	6.	Luftschiffangriff auf Hull am Humber.
	19.	Marineflugzeuge über Dover, Deal und Ramsgate.
April	1.,	2., 3., 4., 6. Zeppelinangriffe auf der Front London—Edinburgh.

In Sumpf und Blut erstickt

Das Ende der ersten Frühjahrsoffensive der Russen

Die deutsche Heeresleitung konnte am 1. April den Schlußstrich unter die erste Frühjahrsoffensive der Russen ziehen. Wieder war sie in der Lage, einen der Heeresbefehle wiederzugeben, mit denen unsere Feinde große Unternehmungen anzukündigen pflegen. General Ewert, der kürzlich zum Generaladjutanten des Zaren ernannt und zum Oberbefehlshaber an der gesamten Westfront befördert worden ist, räuspert sich genau wie Joffre. „Truppen der Westfront!" so redet er am 4. (17. März) die armen Muschiks an, die er in den Tod schicken will:

„Seine Majestät und die Heimat erwarten von Euch jetzt eine neue Heldentat: die Vertreibung des Feindes aus den Grenzen des Reiches! Wenn Ihr morgen an diese hohe Aufgabe herantretet, so bin ich im Glauben an Euren Mut, an Eure tiefe Ergebenheit gegen den Zaren und an Eure heiße Liebe



Phot. Gebr. Haeckel

Hinter Hindenburgs Front

Die von den Russen gesprengte Njemen-Brücke in Grodno wird aufgeräumt

zur Heimat davon überzeugt, daß Ihr Eure heilige Pflicht gegen den Zaren und die Heimat erfüllen und Eure unter dem Joche des Feindes seufzenden Brüder befreien werdet. Gott helfe uns bei unserer heiligen Sache!"

„Die Vertreibung des Feindes" war also das Ziel des Angriffs, der freilich — offenbar auf französischen Wunsch — in einer Jahreszeit begonnen wurde, „in der seiner Durchführung von einem Tage zum anderen durch die Schneeschmelze bedenkliche Schwierigkeiten erwachsen konnten." Aber die russische Heeresleitung glaubte, diesen Gefahren trotzen zu können. Verfügte sie doch über solche Mengen an Munition und Mannschaften, daß es leicht gelingen mußte, die deutschen Linien zu überrennen. War die deutsche Armee geworfen, so behinderte die Schneeschmelze in gleicher Weise ihren Rückzug, wie den russischen Vormarsch . . .

Dreißig neue Divisionen, über 500 000 Mann, wurden zum Sturm angesetzt. Ueberwältigend wie die Menschenmasse, war der Verbrauch an amerikanischer und japanischer Munition. Es hat alles nichts geholfen. „Dank der Tapferkeit und zähen Ausdauer unserer Truppen" hat der Feind in den zehn Tagen seiner blutigen Menschenstürme vom 18. bis 27. März keinerlei Erfolge erzielt. Das Erlahmen des Angriffs wurde von der russischen Führung mit dem Witterungsumschlag erklärt. Das ist, wie der deutsche Heeresbericht feststellt, „nur die halbe Wahrheit":

„Mindestens ebenso wie der aufgeweichte Boden sind die Verluste an dem schweren Rückschlage beteiligt. Sie werden nach vorsichtiger Schätzung auf mindestens 140 000 Mann berechnet. Richtiger würde die feindliche Heeresleitung daher sagen, daß die „große" Offensive bisher nicht nur im Sumpf, sondern in Sumpf und Blut erstickt ist."

Die Stimmung der Helden Hindenburgs, an deren Mauer die brutale Energie der russischen Massentaktik gescheitert ist, schildert ein Feldbrief der Kölnischen Zeitung von der Düna:

Nicht umsonst haben wir monatelang fast Tag und Nacht geschanzt und gebuddelt, nicht umsonst haben wir bei Regen, Sturm, Schnee und Kälte mit Hacke und Spaten geschafft. Und wir schimpften wie die Rohrspatzen. . . . Und nun sind war auf einmal still geworden, ganz kleinlaut. Wie sind wir jetzt im innersten Herzen dankbar, daß eine weitsehende Kommandogewalt uns gezwungen, unsere Stellungen so anzulegen, wie sie jetzt sind. Wie oft hört man jetzt Lob, wo früher nur Tadel war, wie stolz sind wir auf unsere Stellungen, unsere Unterstände und Stollen, die dem schwersten feindlichen Feuer standzuhalten vermögen. Wenn ich bedenke, wie es unsern Unterständen ergangen wäre, wie schnell die Russen unsere Stellung zusammengeschossen hätten, wenn alles so geblieben wäre, wie wir es in der Eile in den Septembertagen letzten Jahres gemacht hatten. Jetzt durften sie kommen. . . .

Und sie kamen, dicht und zahlreich wie Heuschreckenschwärme, angefegt. Ein wahnsinniges Trommelfeuer leitete ihr Kommen ein, auf das unsere Artillerie nur in ganz beschränktem Maße antwortete. Die Paukerei dauerte lange, lange Stunden, hageldicht flogen die großen und kleinen Geschosse vor, in und über unsere Stellungen, krepierten, rissen Löcher in die Erde, beschädigten Schützen- und Laufgräben, platzten krachend auf und neben unsern Unterständen und machten die Erde erbeben. Unsere Ohren schmerzten von dem greulichen Lärm, und unsere Herzen, die schon wieder verzagt werden wollten, weil unsere Artillerie so wenig antwortete, schlugen schneller. „Haben wir keine Artillerie hier, und wenn, warum schießt sie nicht?" war die bange Frage, die hier und da laut wurde. Nur wenige kleine Bläffer auf unserer Seite feuerten, und auch die nur sehr sparsam. Die Russen funkten wie die Blödsinnigen. Wir bekamen reichlich genug von dem Segen, so daß wir nicht dankbar genug sein konnten, daß wir nicht mehr in unseren alten Unterständen saßen, die zum Teil längst verschüttet waren. Jetzt machten die Russen eine kleine Feuerpause, vielmehr die feindlichen Batterien beschossen zum größten Teil unsere rückwärtigen Verbindungen. Und dann rasselte laut und schrill die Unterstandsglocke, eine Stimme brüllte was in den Unterstand. Sie kamen. Wir sofort aus den Unterständen, auf Teufel komm 'raus, und so schnell wie möglich auf unsere Posten. Wir trauten unsern Augen kaum, trotz des stundenlangen furchtbaren Feuers hatten Stellungen und Gräben weitaus nicht so gelitten, wie wir gedacht hatten, und wir kamen ohne Zeitverlust an unsere Plätze.

In dicken, dichten Massen, wie ich es selbst bei den Russen noch nicht gesehen hatte, stürmten die Bataillone, die Regimenter gegen unsere Stellung vor. Die Entfernung war ziemlich weit, an einzelnen Stellen bis zu Kilometerbreite, so daß wir die stürmenden Massen früh genug gewahr wurden. Doch nicht wir allein, sondern auch unsere Artillerie hatte sie gesehen, und wie durch Zauberschlag wurden unsere, bis dahin schweigsamen Batterien lebendig, und aus Dutzenden von großen und kleinen Mäulern ergoß sich ein furchtbarer Eisen- und Bleihagel in die Reihen der stürmenden Russen. Wir atmeten wie befreit auf, Gott sei Dank, daß wir mal wieder die Musik unserer Batterien hörten, wir kamen uns schon ganz verlassen vor. Unser Alter sprang vor Freude von einem Bein auf das andere und rief nichts als das eine Wort: „Endlich, endlich!" Und hatten unsere Batterien auch lange geschwiegen, jetzt holten sie alles doppelt und dreifach wieder ein. Wenn es nicht so furchtbar, so über alle Begriffe furchtbar gewesen wäre, wir hätten vor Freuden auch jauchzen können über das Drama, das sich nur wenige hundert Meter vor uns abspielte. Wie eine Riesensichel mit würgender Gewalt in ein wogendes Aehrenfeld hineinfährt, so fuhren unsere Granaten, besonders die von fernher kommenden großen, schweren, in die drängenden, vorstürzenden Menschenfluten der Russen. Wir sahen förmlich, wie die Eisenkeile riesengewaltige Furchen rissen, wie sie sich rechts und links Bahn brachen, indem sie zuckende Menschenleiber wie Spielbälle zur Seite warfen. Kaum drei- bis vierhundert Meter war die Menschenflut vorgedrungen, kleinere Sturmkolonnen waren weiter gekommen, da wurde ihr schon ein eisernes Halt geboten. Unsere Artillerie ließ kein weiteres Vordringen mehr zu, trotzdem die Russen mit wahrhaft heldenmütiger Tapferkeit immer wieder versuchten, die furchtbare Sperre zu durchbrechen . . .

Die Armee, die den stärksten Stoß siegreich ausgehalten hatte, führt Generaloberst v. Eichhorn, der nach siegreichem Kampf am 1. April sein goldenes Militärjubiläum feierte. Feldmarschall Hindenburg, der in diesen Tagen die Truppen der angegriffenen Fronten besuchte, um sie dankend zu grüßen, sagte in einer Ansprache an den Jubilar die schönen Worte: „Die Armee Eichhorn war der entscheidende Flügel in der Winterschlacht, der Sturmbock, der die Russen über den Njemen gejagt hat, und ist jetzt der Prellstein, an dem der russische Angriff zerschellt ist und zerschellen wird."

Die neue Weltgeschichte

Die amtlichen Meldungen vom 1. bis 7. April

Westlicher Kriegsschauplatz

1. April: Bei St. Eloi wurden englische Handgranatenangriffe abgewiesen. Lebhafte Minenkämpfe spielten sich zwischen dem Kanal von La Bassée und Neuville ab. Nordwestlich von Roye entwickelte die französische Artillerie sehr rege Tätigkeit. Wir nahmen die feindlichen Stellungen an der Aisne-Front unter wirksames Feuer. In den Argonnen und im Maasgebiet fanden heftige Artilleriekämpfe statt. Unsere Kampfflieger schossen vier französische Flugzeuge ab, je eins bei Laon und bei Mogeville (in der Woevre) in unseren Linien, je eins bei Ville-aux-Bois und südlich von Haucourt dicht hinter der feindlichen Front. Der französische Flugplatz Rosnay (westlich von Reims) wurde ausgiebig mit Bomben belegt.

2. April. Bei Fay (südlich der Somme) kam ein nach kurzer Artillerievorbereitung angesetzter feindlicher Angriff in unserem Feuer nicht zur Entwicklung. Durch die Beschießung von Betheniville (östlich von Reims) verursachten die Franzosen unter ihren Landsleuten erhebliche Verluste; 3 Frauen und ein Kind wurden getötet, 5 Männer, 4 Frauen und ein Kind sind schwer verletzt. Im Anschluß an die am 30. März genommenen Stellungen wurden die französischen Gräben nordöstlich von Haucourt in einer Ausdehnung von etwa 1000 Meter vom Feinde gesäubert. Auf dem östlichen Maasufer haben sich unsere Truppen am 31. März nach sorgfältiger Vorbereitung in den Besitz der feindlichen Verteidigungs- und Flankierungsanlagen nordwestlich und westlich des Dorfes Vaux gesetzt. Nachdem in diesem Abschnitt das französische Feuer heute gegen Morgen zur größten Kraft gesteigert war, erfolgte der erwartete Gegenangriff. Er brach in unserem Maschinengewehr- und dem Sperrfeuer unserer Artillerie völlig zusammen.

Abgesehen von seinen schweren, blutigen Verlusten hat der Gegner bei unserem Angriff am 31. März an unverwundeten Gefangenen 11 Offiziere, 720 Mann in deutscher Hand lassen müssen und fünf Maschinengewehre verloren. — Die beiderseits sehr lebhafte Fliegertätigkeit hat zu zahlreichen für uns glücklichen Luftgefechten geführt. Außer vier jenseits unserer Front heruntergeholten feindlichen Flugzeugen wurde bei Hollebeke (nordwestlich von Werwicq) ein englischer Doppeldecker abgeschossen, dessen Insassen gefangengenommen sind. Oberleutnant Berthold hat hierbei das vierte gegnerische Flugzeug außer Gefecht gesetzt. — Außerdem wurde durch einen Volltreffer unserer Abwehrgeschütze südwestlich von Lens ein feindliches Flugzeug brennend zum Absturz gebracht. Der mit Truppen stark belegte Ort Dombasle-en-Argonne (westlich von Verdun) und der Flugplatz Fontaine (östlich von Belfort) wurden ausgiebig mit Bomben belegt.

3. April: Links der Maas sind alle Stellungen des Feindes nördlich des Forges-Baches zwischen Haucourt und Béthincourt in unserer Hand. Südwestlich und südlich der Feste Douaumont stehen unsere Truppen im Kampf um französische Gräben und Stützpunkte.

4. April: Südlich von St. Eloi haben sich die Engländer nach starker Feuervorbereitung in Besitz des ihnen am 28. März genommenen Sprengtrichters gesetzt. In der Gegend der Feste Douaumont haben unsere Truppen am 2. April südwestlich und südlich der Feste, sowie im Caillette-Walde starke französische Verteidigungsanlagen in erbittertem Kampfe genommen und in den eroberten Stellungen alle bis in die letzte Nacht fortgesetzten Gegenangriffe des Feindes abgewiesen. Mit besonderem Krafteinsatz und mit außerordentlich schweren Opfern stürmten die Franzosen immer wieder gegen die im Caillette-Walde verlorenen Verteidigungsanlagen vergebens an. Bei unserem Angriff am 2. April sind an unverwundeten Gefangenen 19 Offiziere, 745 Mann, an Beute 8 Maschinengewehre eingebracht worden.

5. April: Die Artilleriekämpfe in den Argonnen und im Maasgebiet dauern in unverminderter Heftigkeit fort. Die Lage ist nicht verändert. Links der Maas hinderten wir die Franzosen an der Wiederbesetzung der Mühle nordöstlich von Haucourt. In der Gegend der Feste Douaumont sind auch gestern vor unseren Linien südwestlich der Feste und unseren Stellungen im Nordteile des Caillette-Waldes wiederholte Gegenangriffe des Feindes blutig zusammengebrochen. An der lothringischen und elsässischen Front führten unsere Truppen mehrere glückliche Patrouillenunternehmungen durch.

Ergebnis der Luftkämpfe an der Westfront im März:

Deutscher Verlust: Im Luftkampf 7 Flugzeuge, durch Abschuß von der Erde 3 Flugzeuge, vermißt 4 Flugzeuge, im ganzen 14 Flugzeuge.

Französischer und englischer Verlust: Im Luftkampf 38 Flugzeuge, durch Abschuß von der Erde 4 Flugzeuge, durch unfreiwillige Landung innerhalb unserer Linien 2 Flugzeuge, im ganzen 44 Flugzeuge. 25 dieser feindlichen Flugzeuge sind in unsere Hand gefallen, der Absturz der übrigen 19 ist einwandfrei beobachtet.

6. April: Westlich der Maas verlief der Tag zunächst durch das Vorbereitungsfeuer, das wir auf die Gegend von Haucourt legten, sehr lebhaft. Am Nachmittag war auch die Tätigkeit unserer Infanterie rege. Sie stürmte das Dorf Haucourt und einen stark ausgebauten französischen Stützpunkt östlich des Ortes. Abgesehen von sehr erheblichen blutigen Verlusten büßte der Feind 11 Offiziere, 531 Mann an unverwundeten Gefangenen, die zwei verschiedenen Divisionen angehören, ein. Auf dem rechten Maasufer wurde ein erneuter Angriffsversuch der Franzosen gegen die von uns im Caillette-Walde und nordwestlich davon am 2. April genommenen Stellungen schnell erstickt.

7. April: Durch einen sorgfältig vorbereiteten Angriff setzten sich unsere Truppen nach hartnäckigem Kampf in den Besitz der englischen, jetzt von kanadischen Truppen besetzten Trichterstellungen südlich von St. Eloi. In den Argonnen schlossen sich an französische Sprengungen nördlich des Four de Paris kurze Kämpfe an. Der unter Einsatz eines Flammenwerfers vorgedrungene Feind wurde schnell wieder zurückgeworfen. Mehrfache feindliche Angriffsversuche gegen unsere Waldstellungen nordöstlich von Avocourt kamen über die ersten Ansätze oder vergebliche Teilvorstöße nicht hinaus. Auch östlich der Maas konnten die Franzosen ihre Angriffsabsichten gegen die fest in unserer Hand befindlichen Anlagen im Caillette-Walde nicht durchführen. Die für den geplanten Stoß bereitgehaltenen Truppen wurden von unserem Artilleriefeuer wirkungsvoll gefaßt.

Oestlicher Kriegsschauplatz

1. April. Keine besonderen Ereignisse. Hiernach scheint es, als ob sich der russische Ansturm zunächst erschöpft hat, der mit 30 Divisionen, gleich über 500 000 Mann, und einem für östliche Verhältnisse erstaunlichen Aufwand an Munition in der Zeit vom 18. bis 28. März gegen ausgedehnte Abschnitte der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg vorgetrieben worden ist. Er hat dank der Tapferkeit und zähen Ausdauer unserer Truppen keinerlei Erfolge erzielt. Welcher große Zweck mit den Angriffen angestrebt werden sollte, ergibt folgender Befehl des russischen Höchstkommandierenden der Armeen an der Westfront vom 4. (17.) März Nr. 537.

„Truppen der Westfront! Ihr habt vor einem halben Jahre, stark geschwächt, mit einer geringen Anzahl Gewehre und Patronen den Vormarsch des Feindes aufgehalten und, nachdem Ihr ihn im Bezirk des Durchbruchs bei Molodetschno aufgehalten habt, Eure jetzigen Stellungen eingenommen. Seine Majestät und die Heimat erwarten von Euch jetzt eine neue Heldentat: die Vertreibung des Feindes aus den Grenzen des Reiches! Wenn Ihr morgen an diese hohe Aufgabe herantretet, so bin ich im Glauben an Euren Mut, an Eure tiefe Ergebenheit gegen den Zaren und an Eure heiße Liebe zur Heimat davon überzeugt, daß Ihr Eure heilige Pflicht gegen den Zaren und die Heimat erfüllen und Eure unter dem Joche des Feindes seufzenden Brüder befreien werdet. Gott helfe uns bei unserer heiligen Sache! General-Adjutant: gez. Ewert."

Freilich ist es für jeden Kenner der Verhältnisse erstaunlich, daß ein solches Unternehmen zu einer Jahreszeit begonnen wurde, in der seiner Durchführung von einem Tag zum anderen durch die Schneeschmelze bedenkliche Schwierigkeiten erwachsen konnten. Die Wahl des Zeitpunktes ist daher wohl weniger dem freien Willen der russischen Führung als dem Zwang durch einen notleidenden Verbündeten zuzuschreiben. Wenn nunmehr die gegenwärtige Einstellung der Angriffe von amtlicher russischer Seite lediglich mit dem Witterungsumschlag erklärt wird, so ist das sicherlich nur die halbe Wahrheit. Mindestens ebenso wie der aufgeweichte Boden sind die Verluste an dem schweren Rückschlag beteiligt. Sie werden nach vorsichtiger Schätzung auf mindestens 140 000 Mann berechnet. Richtiger würde die feindliche Heeresleitung daher sagen, daß die „große" Offensive bisher nicht nur im Sumpf, sondern in Sumpf und Blut erstickt ist.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Bei Olyka nahmen österreichisch-ungarische Abteilungen eine feindliche Vorstellung, warfen die russischen Deckungen ein, zerstörten die Hindernisse und kehrten sodann wieder in unsere Hauptstellung zurück. Südöstlich von Siemikowce wurde der Versuch des Feindes, seine Linien in einer Frontbreite von 1000 Schritt auf Sturmdistanz vorzuschieben, durch Artilleriefeuer und einen Gegenangriff vereitelt.

2. April. Die Lage ist im allgemeinen unverändert. An der Front östlich von Baranowitschi war die Gefechtstätigkeit reger als bisher.

3. April: Durch deutsche Flugzeuggeschwader wurden auf die Bahnhöfe Pogorjelzy und Horodzieja an der Strecke nach Minsk sowie auf Truppenlager bei Ostrowki (südlich von Mir) Bomben abgeworfen, ebenso durch eins unserer Luftschiffe auf die Bahnanlagen von Minsk.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Die feindliche Artillerie entfaltete gestern fast auf allen Teilen der Nordost-Front eine erhöhte Tätigkeit.

4. April: Die Lage ist unverändert. Die feindliche Artillerie zeigte nur nördlich von Widsy sowie zwischen Narocz- und Wiszniew-See lebhaftere Tätigkeit.

5. April: Im Frontabschnitt zwischen Narocz- und Wiszniew-See verstärkte die russische Artillerie ihr Feuer.

7. April: Südlich des Narocz-Sees wurden örtliche, aber heftige russische Angriffe zum Scheitern gebracht. Die feindliche Artillerie war beiderseits des Sees lebhaft tätig.

Italienischer Kriegsschauplatz

1. April: Gestern setzte die Tätigkeit an einzelnen Stellen der Front beiderseits wieder ein. Am Tolmeiner Brückenkopf, im Fella-Abschnitt und an der Dolomitenfront kam es zu mehr oder weniger lebhaften Geschützkämpfen. Italienische Angriffe gegen das Frontstück zwischen dem großen und kleinen Pal und bei Schluderbach wurden abgewiesen.

2. April: Die Lage ist unverändert. Heute früh warfen feindliche Flieger Bomben auf Adelsberg ab. Zwei Männer wurden getötet, mehrere verwundet.

4. April: An einzelnen Teilen der Front war die Tätigkeit der Artillerie beiderseits lebhaft, so im Abschnitte der Hochfläche von Doberdo, bei Malborghet, am Col di Lana und in den Judikarien. Im Adamello-Gebiete besetzten unsere Truppen den Grenzkamm zwischen Lobbia Alta und Monte Fumo.

6. April: Auf der Hochfläche von Doberdo wurden östlich Selz die unlängst vom Feinde genommenen Gräben vollständig gesäubert. Italienische Gegenangriffe scheiterten. Im Ledro- und Judicarien-Abschnitte unterhielt die feindliche Artillerie ein lebhaftes Feuer. Angriffe schwächerer italienischer Kräfte gegen unsere Stellungen nordöstlich des Ledro-Sees und im Daone-Tale wurden abgewiesen.

7. April: An der küstenländischen Front unterhielt der Feind gestern nachmittag ein lebhaftes Artilleriefeuer, das gegen den Tolmeiner Brückenkopf auch nachts anhielt. Der Nordteil der Stadt Görz wurde wieder aus schweren Kalibern beschossen. Ueber Adelsberg kreuzten zwei italienische Flieger, von denen einer erfolglos Bomben abwarf. Im Tiroler Grenzgebiet kam es an mehreren Stellen zu kleinen Kämpfen. Am Rauchkofel-Rücken (nördlich des Monte Cristallo) war es einer feindlichen Abteilung in den letzten Tagen gelungen, sich auf einem Sattel festzusetzen. Heute nacht säuberten unsere Truppen diesen vom Feinde, namen 122 Italiener, darunter 2 Offiziere, gefangen und erbeuteten zwei Maschinengewehre. Nördlich des Suganatales griffen stärkere italienische Kräfte unsere Stellungen bei St. Oswald an. Der Feind wurde zurückgeschlagen und erlitt große Verluste. Dasselbe Schicksal hatten feindliche Angriffsversuche im Ledrotal-Abschnitt. Nördlich des Tonale-Passes wurden einige neuangelegte Gräben der Italiener heute nacht durch Minen zerstört.

Seekriegs-Schauplätze

Berlin, 1. April. In der Nacht vom 31. März zum 1. April hat ein Marineluftschiffgeschwader London und Plätze der englischen Südostküste angegriffen. Die City von London zwischen London- und Towerbrücke, die London-Docks, der nordwestliche Teil von London mit seinen Truppenlagern, sowie Industrieanlagen bei Enfield und die Sprengstoffabriken bei Waltham Abbey — nördlich von London — wurden ausgiebig mit Bomben belegt. Des weiteren wurde über Lowestoft, nachdem vorher eine Batterie bei Stowmarket — nordwestlich Harvich — erfolgreich angegriffen war, eine große Anzahl Spreng- und Brandbomben geworfen, eine Batterie bei Cambridge zum Schweigen gebracht und dort ausgedehnte Fabrikanlagen angegriffen. Endlich wurden die Hafenanlagen und Befestigungen am Humber mit Bomben belegt. Drei Batterien wurden dort zum Schweigen gebracht. Die Angriffe hatten durchweg sehr guten Erfolg, wie von unseren Luftschiffen durch die einwandfreie Beobachtung zahlreicher Brände und Einstürze festgestellt werden konnte. Trotz überaus heftiger Beschießung sind alle Luftschiffe bis auf „L. 15" zurückgekehrt. „L. 15" ist nach eigener Meldung angeschossen gewesen und mußte vor der Themse auf das Wasser niedergehen. Die von unseren Streitkräften angestellten Nachforschungen sind bisher erfolglos geblieben.

Berlin, 2. April. In der Nacht vom 1. zum 2. April fand ein erneuter Marineluftschiffangriff auf die englische Ostküste statt. Die Hochöfen, großen Eisenwerke und Industrieanlagen am Südufer des Tees-Flusses, sowie die Hafenanlagen bei Middlesborough und Sunderland wurden 1½ Stunden lang mit Spreng- und Brandbomben belegt. Starke Explosionen, Einstürze und Brände ließen die gute Wirkung des Angriffes deutlich erkennen. Trotz lebhafter Beschießung sind weder Verluste noch Beschädigungen eingetreten.

Berlin, 3. April. Heeres- und Marineluftschiffe haben heut nacht die Docks von London und andere militärisch wichtige Punkte der englischen Ostküste, sowie Dünkirchen angegriffen.

Zum dritten Mal griff ein Marineluftschiffgeschwader in der Nacht vom 2. zum 3. April die englische Ostküste, diesmal den nördlichen Teil an. Edinburgh und Leith mit Dockanlagen am Firth of Forth, New Castle und die wichtigen Werftanlagen sowie Hochöfen, Fabriken am Tyne-Fluß wurden mit sehr gutem Erfolg mit zahlreichen Spreng- und Brandbomben belegt. Gewaltige Brände, heftige Explosionen mit ausgedehnten Einstürzen wurden beobachtet. Eine Batterie bei New Castle wurde zum Schweigen gebracht. Trotz heftiger Beschießung sind alle Luftschiffe unbeschädigt zurückgekehrt und gelandet.

Berlin, 4. April. In der Nacht vom 3. zum 4. April wurden bei einem Marineluftschiffangriff auf die englische Südostküste Befestigungsanlagen bei Great Yarmouth mit Sprengbomben belegt. Die Luftschiffe sind trotz der feindlichen Beschießung unversehrt zurückgekehrt.

Wien, 4. April. Die Besuche der italienischen Flieger in Laibach, Adelsberg und Triest wurden am 3. April nachmittags durch ein Geschwader von zehn Seeflugzeugen in Ancona erwidert, wo diese Bahnhof, zwei Gasometer, Werft und Kasernenviertel der Stadt mit verheerendem Erfolge bombardierten und mehrere Brände erzeugten. Die Gegenangriffe zweier feindlicher Abwehrflugzeuge wurden mit Maschinengewehrfeuer leicht abgewiesen. Im heftigen Feuer von drei Abwehrbatterien wurde eines unserer Flugzeuge durch zwei Schrapnellvolltreffer zur Landung vor dem Hafen gezwungen, ein zweites Flugzeug, geführt von Fliegermeister Molnar, ging neben ihm nieder, übernahm die beiden Insassen, vervollständigte die Zerstörung des getroffenen Apparates, konnte jedoch infolge einer Beschädigung bei Seegang nicht wieder auffliegen. Ein feindliches Torpedoboot und zwei Fahrzeuge fuhren aus dem Hafen, um die beschädigten Flugzeuge zu nehmen, wurden jedoch von einigen unserer Flugzeuge mit Maschinengewehr und Bomben zum Rückzug gezwungen, worauf es zwei Flugzeugen, geführt vom Seekadetten Bamos und Linienschiffsleutnant Senta, gelang, alle vier Insassen zu bergen und das havarierte Flugzeug zu verbrennen. Diese Rettungsaktion vollzog sich unter dem Maschinengewehrfeuer und den Bombenwürfen von zwei italienischen Seeflugzeugen, die in nur 100 Meter darüber kreisten. Es sind somit zwei Flugzeuge verloren gegangen, alle übrigen aber und alle Flieger unversehrt eingerückt.

Berlin, 6. April. Marineluftschiffe haben in der Nacht vom 5. zum 6. April ein großes Eisenwerk bei Whitby mit Hochöfen und ausgedehnten Anlagen zerstört, nachdem vorher eine Batterie nördlich von Hull mit Sprengbomben belegt und außer Gefecht gesetzt war. Ferner wurden die Fabrikanlagen von Leeds und Umgebung sowie eine Anzahl Bahnhöfe des Industriegebietes angegriffen, wobei sehr gute Wirkungen beobachtet wurden. Die Luftschiffe wurden heftig beschossen; sie sind alle unbeschädigt gelandet.

Ereignisse aus aller Welt

Im Deutschen Reichstag sprechen bei der Etatsberatung des Auswärtigen Amtes der Reichskanzler und die Parteiführer über Deutschlands Friedensziele. In der Abstimmung wird der Antrag des Ausschusses über den U-Boot-Krieg gegen die Stimmen der „Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft" angenommen. (5. und 6. April.)

Der Bundesrat verordnet, vom 1. Mai bis 30. September 1916 die Uhren um eine Stunde vorzustellen („Deutsche Sommerzeit"). (6. April.)

Drei deutsche Heerführer, Generaloberst v. Eichhorn, v. Woyrsch und Generalfeldmarschall v. Hindenburg, feiern ihr 50jähriges Militärdienstjubiläum. (1., 5., 7. April.) Besonders herzliches Glückwunschtelegramm des Kaisers an Hindenburg.

Von der 4. Kriegsanleihe waren in den drei ersten Tagen bereits über 50 pCt. eingezahlt. Noch ein Zeichen der deutschen Wirtschaftslage: Die Deutsche Bank erhöhte ihre Dividende von 10 auf 12½ pCt.!

Durch Bundesratsverordnung vom 4. April erhält der Reichskanzler Vollmacht, den Verkehr mit Kaffee, Tee, Kakao und deren Ersatzmitteln sowie den Verbrauch dieser Gegenstände zu regeln und Bestimmungen über die Preise zu treffen. Die Kaffee- und Teeeinfuhr wird daraufhin in den Händen eines „Kriegsausschusses für Kaffee, Tee und deren Ersatzmittel" monopolisiert.

Oesterreich-Ungarn und Bulgarien haben ihre Verhandlungen über die Abgrenzung auf dem Balkan zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen. (2. April.)

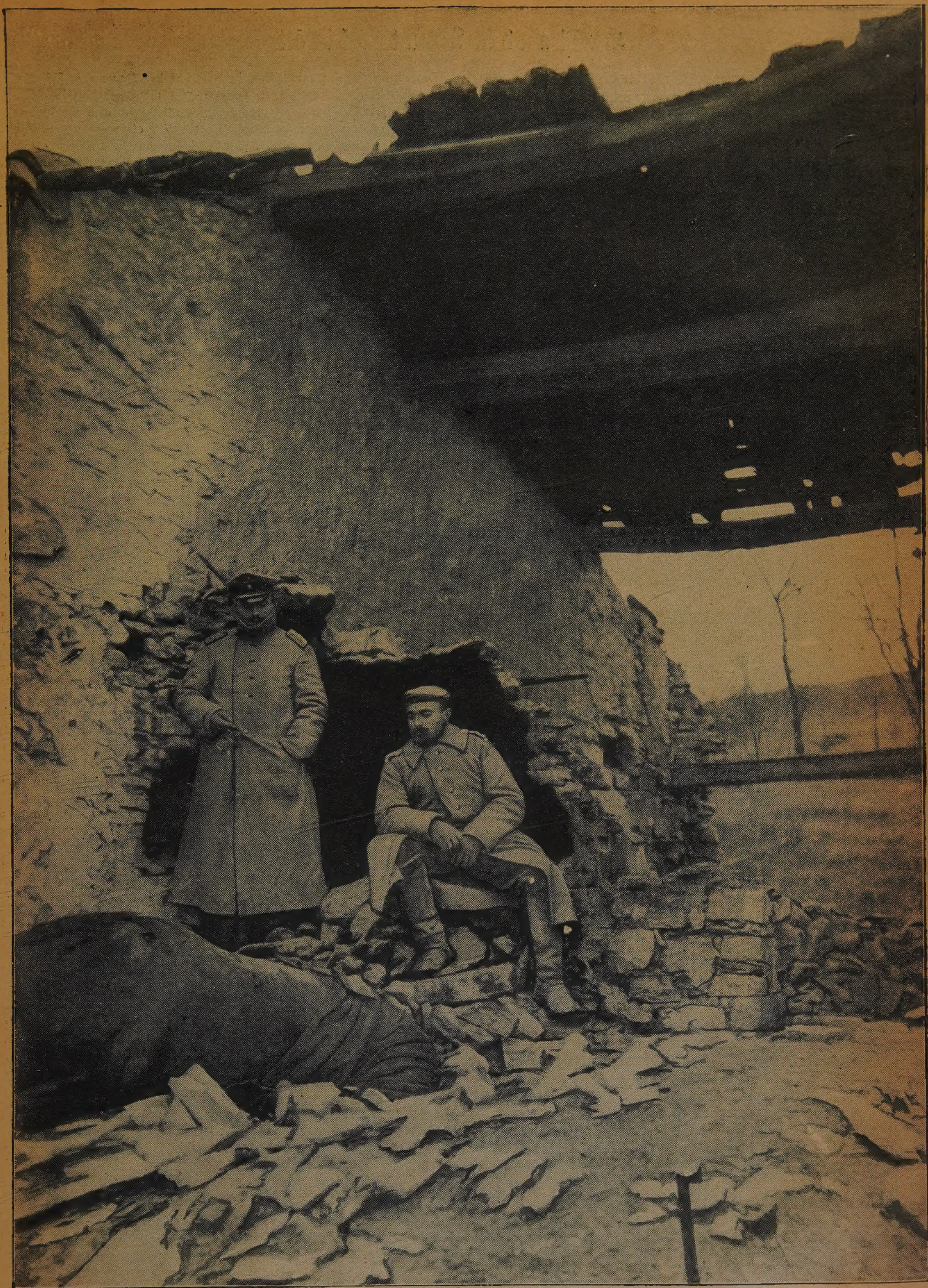
Die holländische Regierung erläßt eine Erklärung: Die militärischen Sicherheitsmaßnahmen hätten ihren Grund in Umständen, die eine Zunahme der Gefahr für Holland befürchten lassen. (4. April.)

Das Kommando der russischen Südwestfront erhält statt des Generals Iwanow General Brussilow. (5. April.)

In Italien wird an Stelle des zurücktretenden Generals Zupelli General Morone Kriegsminister. (5. April.)

Die türkische Flotte beschießt die russischen Stellungen an der kaukasischen Grenze. (3. April.)

In Mexiko landet der Neffe des früheren Präsidenten Diaz, Felix Diaz, und marschiert gegen Carranza. (6. April.)



Phot. Engels

Aus den Kämpfen an der Westfront
Volltreffer in einen Pferdestall

Hollands Neutralität

Die Zweite Kammer der Niederlande hielt am 4. April eine geheime Sitzung, deren Ergebnis mit größter Spannung erwartet wurde, da gewisse militärische Vorsichtsmaßregeln der holländischen Regierung starke Befürchtungen in der Bevölkerung erweckt hatten. Ueber die Ursache dieser Maßregeln erfolgte keine Aufklärung, doch scheint es, als habe England die Absicht verraten, im angeblichen Interesse Belgiens die Scheldemündungen zu besetzen. Veröffentlicht wurde folgende Erklärung:

„Im Anschluß an die in der geheimen Sitzung gegebenen Aufschlüsse legt die Regierung Wert darauf, öffentlich zu erklären, daß die Aufhebung zeitweiser militärischer Beurlaubungen eine Sicherheitsmaßnahme der Regierung darstellt in Verbindung mit dem festen Entschluß der Regierung, die strikteste Neutralität auch weiterhin zu beobachten. Die Maßnahmen der Regierung sind keineswegs eine Folge bestehender politischer Verwicklungen, sondern beruhen auf Umständen, die eine Zunahme der Gefahren befürchten lassen, denen unser Land ausgesetzt ist. Es liegt nicht im Interesse des Landes, über diese Umstände nähere Mitteilungen zu machen."

Zur Erläuterung bemerkte der Nieuwe Rotterdamsche Courant:

„Die Regierung gibt keine Andeutung, von welcher Seite die Gefahr drohen könnte. Aber so viel ist klar: keine Handlung und keine durch eine der beiden Parteien veranlaßte Tatsache darf der anderen Partei den Vorwand dazu liefern, es auch ihrerseits mit unserer Neutralität weniger genau zu nehmen. Um ein etwas krasses Beispiel zu geben: wenn unverhofft eine der kriegführenden Mächte unser Gebiet verletzte, darf das für die Gegenpartei keine Veranlassung sein, in unser Land einzumarschieren, um uns zu helfen. Die Handhabung unserer Neutralität wird nach wie vor genau sein, das heißt nach allen Seiten mit derselben Kraft, denselben Mitteln, demselben Wohlwollen, auch mit derselben ängstlichen Wachsamkeit. Daß dies der unerschütterliche Entschluß der Regierung ist, hat vermutlich den Beifall der Kammern, sicher aber den des Landes. Daß dies noch einmal offen gesagt wird, könnte nützlich sein. Denn es macht von vornherein alle Versuche der Kriegführenden zunichte durch Drohungen oder durch Scheinbewegungen die Gegenpartei zur Verletzung unserer Neutralität zu veranlassen, um so Holland an die Seite der sogenannten unschuldigen Partei in den Krieg zu ziehen. Die Verträge geben Holland das Recht, seine Neutralität mit Waffengewalt zu verteidigen, ohne daß dies als Kriegstat angesehen werden darf. Die Handhabung dieses Rechtes ist das beste Mittel, um unser Land jenseits des Krieges zu halten. Beruhigend scheint die Erklärung der Regierung, weil offenbar die Regierung weiß, was sie will, und sie sich in ihrer Politik nicht so weit treiben lassen wird, bis sie nicht mehr ihren eigenen Weg wandeln kann."

Wenn dieser Standpunkt wirklich gegen jeden Druck der Entente, vor allem auch in wirtschaftlicher Beziehung, durchgehalten werden sollte, können wir durchaus zufrieden sein. Wir haben nicht das mindeste Interesse, Holland in den Krieg zu ziehen.

Ob als Folge der Pariser Konferenz der Versuch gemacht wird, auch andere neutrale Staaten durch ein System brutalster Rechtsbeugung „à la grecque" zu behandeln, wird sich zeigen. Da Deutschland nicht ausgehungert werden kann, hat die Verschärfung der sogenannten Blockade, das heißt die Zerreißung des letzten Restes der Seerechtsbestimmungen, für uns keine besondere Bedeutung. Ihr Zweck ist wohl ein doppelter: einmal als neues Blendwerk, um Englands Verbündete durch „Machtbeweise" in guter Hoffnung zu erhalten, und dann als Mittel im Kampf gegen den neutralen Handel, dessen Entwicklung England mit Neid und Besorgnis verfolgt. Frankreich hat die hohe Ehre, auch bei dieser Arbeit im Dienst Albions selbstlos mitwirken zu dürfen. Der Minister Denys Cochin ist beauftragt worden, England bei der „Einschnürung" zu helfen.

Die sechste Kriegsrede des Reichskanzlers

In der Wiedergabe der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung

In der Sitzung des Reichstages am 5. April hielt der Reichskanzler von Bethmann Hollweg*) folgende Rede:

Meine Herren! Als ich vor einem Vierteljahr vor Ihnen sprach, habe ich mich bestrebt, Ihnen auf Grund nüchterner Tatsachen ein Bild der militärischen Lage zu geben. Die Ereignisse haben die Zuversicht, mit der ich damals sprechen konnte, gerechtfertigt. Das Dardanellenunternehmen der Feinde hat mit einem Fiasko geendet. Nach dem siegreichen serbischen Feldzug, in dem an unserer und österreichisch-ungarischer Seite das bulgarische Heer unvergeßlichen Ruhm geerntet hat, sind Montenegro und Nordalbanien in den Händen unserer Bundesgenossen. Die Engländer bemühen sich nach wie vor um die Befreiung ihrer in Kut el Amara eingeschlossenen Armee. Den Russen ist es zwar gelungen, sich mit ihrer vielfachen Uebermacht Erzerums zu bemächtigen, aber starke türkische Kräfte verbieten ihnen ein weiteres Vordringen. Ebenso wie der russische Ansturm in Ostgalizien sind die immer erneuten Angriffe der Italiener auf die Isonzolinie an der zähen Tapferkeit der österreichisch-ungarischen Truppen abgeprallt. Mit unerhörter Anstrengung haben die Russen auf langer Front ihre Sturmkolonnen auch gegen unsere Linien vorgetrieben. Vor Hindenburg und seinen Tapferen sind sie unter ungeheuren Verlusten zusammengebrochen.

Meine Herren, von ihren Regierungen ist den feindlichen Völkern eingeredet worden, wir gingen mit unseren militärischen Kräften dem Ende entgegen. Wir hätten keine Mannschaften mehr, die Moral unserer Truppen fange an sich zu zermürben. Nun, meine Herren, ich denke, die Schlacht vor Verdun belehrt sie eines Besseren. Die mit genialer Umsicht vorbereiteten Operationen werden von unseren heldenmütigen Truppen durchgeführt, die gegen einen mit aufopfernder Tapferkeit kämpfenden Feind Vorteil um Vorteil erringen. So, meine Herren, ist die militärische Lage auf allen Fronten sehr gut und durchaus den Erwartungen entsprechend.

Meine Herren, wenn wir das hier zu Hause aussprechen können, welchen Dank, welchen heißen Dank müssen wir unseren Kriegern und ihren Führern draußen hinaussenden, die nun schon im zwanzigsten Kriegsmonat, draufgängerisch und todesmutig wie am ersten Tage, die Heimat mit Leib und Leben schirmen.

Meine Herren, unsere Feinde glauben, das, was sie nicht mit den Waffen verwirklichen können, durch unsere Absperrung und Aushungerung zu erreichen. Ich habe es verstanden, daß unsere Gegner im Jahre 1915 von dieser Hoffnung nicht lassen wollten. Aber ich verstehe es nicht, wie kühle Köpfe nach den Erfahrungen des Jahres 1915 an dieser Hoffnung noch festhalten können. Unsere Gegner vergessen, daß unser Staatswesen dank der organisatorischen Kraft der ganzen Bevölkerung den schweren Fragen der Verteilung der Lebensmittel gewachsen ist; sie vergessen, daß das deutsche Volk über eine gewaltige moralische Reserve verfügt, die es befähigt, die in den letzten Jahren stark gestiegene Lebenshaltung einzuschränken. Meine Herren, es ist doch erträglich, wenn wir zum Beispiel in der Frage des Fleischgenusses, aber auch in anderen Lebensbedingungen vorübergehend auf den Zustand der siebziger Jahre zurückkehren. Und ich sollte meinen, unsere Feinde werden sich daran erinnern, daß das damalige Geschlecht doch kräftig genug war, um starke Schläge auszuteilen.

Die Monate, die wir jetzt durchleben — ich spreche das offen aus — sind schwierig. Sie bringen Beschränkungen in manchen Haushalt, Sorge in manche Familie. Aber um so voller und dankbarer ist unsere Bewunderung für den Opfermut, für die Hingabe an das Vaterland, womit die arme und minderbemittelte Bevölkerung sich in die schwere Zeit schickt und bereit ist, in diesem Kampf um unser Dasein auch Schweres auf sich zu nehmen. So, meine Herren, lauten die Berichte aus dem ganzen Lande. Aber sie besagen zugleich, daß die Arbeit der Daheimgebliebenen ihre Frucht bringen wird, wenn der Himmel unseren Feldern seinen Segen

*) Die früheren Reden des Reichskanzlers: Kriegs-Echo Nr. 1, S. 6; Nr. 18, S. 13; Nr. 42, S. 3; Nr. 44, S. 11; Nr. 55, S. 10; Nr. 71, S. 7.

schenkt. Einstimmig wird bekundet, daß die Wintersaaten gut stehen, und es ist viele Jahre her, daß die Saatenstandsberichte zu dieser Zeit ein so hoffnungsfreudiges Bild geben konnten, wie es jetzt der Fall ist. Die Getreideernte von 1915 war eine der schlechtesten seit vielen Jahrzehnten, und doch reichen wir nicht nur mit unserem Brotgetreide, sondern werden mit einer stattlichen Reserve in das neue Erntejahr hinübergehen. Die landwirtschaftliche Kraft Deutschlands bewährt sich aufs neue. Wie wir bisher ausgekommen sind, so werden wir auch weiter auskommen.

In dem Bestreben, uns auszuhungern und abzusperren, den Krieg auf das ganze deutsche Volk, auf unsere Frauen und unsere Kinder auszudehnen, sind England und seine Verbündeten über alle neutralen Rechte auf Handel und Verkehr mit den mitteleuropäischen Staaten zur Tagesordnung übergegangen. Die amerikanische Note vom 5. November 1915, die eine zutreffende Darstellung der englischen Völkerrechtsverletzungen enthält, ist, soviel bekannt, bis zum heutigen Tage von der englischen Regierung nicht beantwortet worden. Wie diese, so hatten auch die übrigen Proteste der Neutralen bei unseren Feinden keinen anderen Erfolg als den weiterer Neutralitätsverletzungen. Ist doch England so weit gegangen, daß es selbst menschenfreundliche Betätigungen amerikanischer Philanthropen, wie die Zuführung von Milch an die deutschen Kinder, einfach verboten hat! Die letzte Order in council bedroht den Handel nach den neutralen Häfen mit neuen, dem Völkerrecht widersprechenden Verschärfungen der Blockaderegeln, gegen deren Verletzung die amerikanische Regierung bereits früher Einspruch erhoben hat. Mein Herren, kein ruhiger Neutraler, mag er uns wohlgesinnt sein oder nicht, kann uns das Recht bestreiten, daß wir uns gegen diesen völkerrechtswidrigen Aushungerungskrieg unsererseits zur Wehr setzen. Keiner kann erwarten, daß wir die Mittel der Abwehr, über die wir verfügen, uns entwinden lassen. Wir wenden diese Mittel an und müssen sie anwenden. Meine Herren, wir erkennen die berechtigten Interessen der Neutralen am Welthandel und am Weltverkehr an. Aber wir erwarten, daß die Rücksicht, die wir nehmen, verstanden und unser Recht, ja unsere Pflicht anerkannt wird, gegen diese nicht nur dem Völkerrecht, nein, der einfachsten Menschlichkeit hohnsprechende Aushungerungspolitik unserer Feinde mit allen Mitteln Vergeltung zu üben.

Meine Herren, seit ich zuletzt hier sprach, sind wir genötigt gewesen, Portugal den Krieg zu erklären. Sie haben gehört, welche große Reihe von Neutralitätsverletzungen Portugal sich hat zuschulden kommen lassen. Der unter Salutschüssen höhnend bewerkstelligte Raub unserer Schiffe hat dem Faß den Boden ausgeschlagen. Portugal hat unter der Einwirkung Englands gehandelt. England hat aufs neue seine liebevolle Protektion der kleineren Staaten betätigt.

Meine Herren, als ich am 9. Dezember hier unsere Bereitwilligkeit erklärte, über Frieden zu sprechen, sagte ich, daß ich eine gleiche Bereitwilligkeit bei den Regierungen der feindlichen Länder nirgends erkennen könne. Daß ich recht hatte, hat alles gezeigt, was inzwischen geschehen ist und was wir aus dem Munde der feindlichen Staatslenker vernommen haben. Die Reden, die in London, in Paris, in Petersburg, in Rom gehalten worden sind, sind so eindeutig, daß ich darauf nicht näher einzugehen brauche. Nur ein Wort an die Adresse des englischen Ministerpräsidenten Herrn Asquith! Auf seine persönlichen Invektiven antworte ich nicht, weil ich persönliche Verunglimpfungen des Gegners auch im Kriege nicht für würdig halte. Aber sachlich will ich kurz antworten: Für Herrn Asquith ist die vollständige und endgültige Zerstörung der militärischen Macht Preußens die Vorbedingung aller Friedensverhandlungen. Gleichzeitig vermißt Herr Asquith in meiner Rede deutsche Friedensangebote. Ueber Friedensangebote zu verhandeln, die von der anderen Seite gemacht würden, dazu sei jede Partei bereit. Ja, meine Herren, gesetzt nun einmal, ich schlüge Herrn Asquith vor, sich mit mir an einen Tisch zu setzen und die Möglichkeit des Friedens zu prüfen, und Herr Asquith begönne mit der endgültigen und vollständigen Zerstörung der Macht Preußens — das Gespräch wäre zu Ende, ehe es noch begonnen hätte. Auf solche Friedensbedingungen bleibt uns doch nur eine Antwort, und diese Antwort erteilt unser Schwert. Wenn unsere Feinde das Blutvergießen, das Menschenmorden, die Verwüstung Europas weiter fortsetzen wollen — ihrer ist die Schuld. Wir stehen unseren Mann, und unser Arm wird zu immer stärkeren Schlägen ausholen. Beim Ausbruch des Krieges habe ich an das Wort Moltkes erinnert, daß wir noch einmal im blutigen Kampfe würden verteidigen müssen, was wir 1870 errungen hatten. Für die Wahrung der Einheit und Freiheit Deutschlands sind wir, die ganze Nation, geschlossen wie ein Mann in den Kampf gezogen. Und dieses einige und freie Deutschland ist es, das unsere Feinde vernichten wollen! Ohnmächtig soll Deutschland wieder werden, wie in vergangenen Jahrhunderten, den Machtgelüsten der Nachbarn ausgesetzt, der Prügeljunge Europas, auch noch nach dem Kriege in der Entfaltung seiner wirtschaftlichen Fähigkeiten auf ewig in Fesseln geschlagen! Das verstehen unsere Feinde unter der Vernichtung der militärischen Macht Preußens! Sie werden sich die Köpfe einrennen!

Meine Herren, was wollen wir dagegen? Sinn und Ziel dieses Krieges ist uns ein Deutschland, so fest gefügt, so stark beschirmt, daß niemand wieder in die Versuchung gerät, uns vernichten zu wollen, daß jedermann in der weiten Welt unser Recht auf Betätigung unserer friedlichen Kräfte anerkennen muß. Dieses Deutschland, nicht die Vernichtung fremder Nationen, ist das, was wir erreichen wollen. Und es ist das zugleich die Rettung des in seinen Grundfesten erschütterten europäischen Kontinents. Was kann die feindliche Koalition Europa bieten? Rußland — das Schicksal Polens und Finnlands. Frankreich — die Prätention jener Hegemonie, die unser Elend war. England — die Zersplitterung, den Zustand dauernder Reizbarkeit, den es das Gleichgewicht auf dem europäischen Kontinent zu nennen beliebt und der die letzte und innerste Ursache für all das Unheil gewesen ist, das in diesem Kriege über Europa und über die Welt gekommen ist. Hätten sich die drei Mächte nicht gegen uns zusammengeschlossen, nicht versucht, das Rad der Geschichte in ewig verflossene Zeiten zurückzudrehen, dann hätte sich der europäische Friede durch die Kräfte stiller Entwicklung allmählich gefestigt. Das zu erreichen, war das Ziel der deutschen Politik vor dem Kriege. Wir konnten, was wir haben wollten, durch friedliche Arbeit haben. Die Feinde haben den Krieg gewählt! Nun muß der Friede Europas aus einer Flut von Blut und Tränen, aus den Gräbern von Millionen erstehen.

Zu unserer Verteidigung sind wir ausgezogen. Aber das, was war, ist nicht mehr. Die Geschichte ist mit ehernen Schritten vorwärtsgegangen; es gibt kein Zurück. Unsere und Oesterreich-Ungarns Absicht ist es nicht gewesen, die polnische Frage aufzurollen; das Schicksal der Schlachten hat sie aufgerollt. Nun steht sie da und harrt der Lösung. Deutschland und Oesterreich-Ungarn müssen und werden sie lösen. Den Status quo ante kennt nach so ungeheuren Geschehnissen die Geschichte nicht. Das Polen, das der russische Tschinownik, noch hastig Bestechungsgelder erpressend, das der russische Kosak brennend und raubend verlassen hat, ist nicht mehr. Selbst Mitglieder der Duma haben offen anerkannt, daß sie sich die Rückkehr des Tschinownik an den Platz, wo inzwischen ein Deutscher, ein Oesterreicher, ein Pole ehrlich für das unglückliche Land gearbeitet haben, nicht vorstellen können.

Herr Asquith spricht in seinen „Friedensbedingungen" vom „Prinzip der Nationalität". Wenn er das tut, und wenn er sich in die Lage des unbesiegten und unbesiegbaren Gegners versetzt, kann er dann annehmen, daß Deutschland freiwillig die von ihm und seinen Bundesgenossen befreiten Völker zwischen der Baltischen See und den Wolhynischen Sümpfen wieder dem Regiment des reaktionären Rußlands ausliefern wird, mögen sie Polen, Litauer, Balten oder Letten sein? Nein, meine Herren, Rußland darf nicht zum zweiten Male seine Heere an der ungeschützten Grenze Ost- und Westpreußens aufmarschieren lassen, nicht noch einmal mit französischem Gelde das Weichselland als Einfallstor in das ungeschützte Deutschland einrichten. Und ebenso, meine Herren, wird jemand glauben, daß wir die im Westen besetzten Länder, auf denen das Blut des Volkes geflossen ist, ohne völlige Sicherheit für unsere Zukunft preisgeben werden? Wir werden uns reale Garantien dafür schaffen, daß Belgien nicht ein englisch-französischer Vasallenstaat, nicht militärisch und wirtschaftlich als Vorwerk gegen Deutschland ausgebaut wird. Auch hier gibt es keinen Status quo ante. Auch hier macht das Schicksal keinen Schritt zurück. Auch hier kann Deutschland den lange niedergehaltenen flämischen Volksstamm nicht wieder der Verwelschung preisgeben, sondern wird ihm eine gesunde, seinen reichen Anlagen entsprechende Entwicklung auf der Grundlage seiner niederländischen Sprache und Eigenheit sichern. Meine Herren, wir wollen keine Nachbarn, die sich aufs neue gegen uns zusammenschließen, um uns zu erdrosseln, wir wollen Nachbarn, die mit uns und mit denen wir zusammenarbeiten zu unserem gegenseitigen Nutzen. Sind wir denn vor dem Kriege der Feind Belgiens gewesen? Hat nicht friedliche deutsche Arbeit, hat nicht friedlicher deutscher Fleiß in Antwerpen weithin sichtbar mitgearbeitet an der Wohlfahrt des Landes? Sind wir nicht auch jetzt während des Krieges bestrebt, das Leben des Landes wieder aufzurichten, soweit die Verhältnisse

es zulassen? Die Erinnerung an diesen Krieg wird in dem schwer heimgesuchten Lande lange nachzittern. Aber wir können nicht zulassen, im beiderseitigen Interesse nicht, daß daraus wieder neue Kriege hervorwachsen können.

Meine Herren, ich möchte hierbei noch eine andere Frage berühren. Die russische Regierung ist seit Beginn des Krieges mit allen Kräften bestrebt, die Deutschen russischer und deutscher Staatsangehörigkeit zu berauben und zu verjagen. Es ist unser Recht und unsere Pflicht, von der russischen Regierung zu verlangen, daß sie das gegen alles Menschenrecht begangene Unrecht wieder gut macht und unseren verjagten und gepeinigten Landsleuten die Tür aus der russischen Knechtschaft öffnet.

Das Europa, das aus dieser ungeheuersten aller Krisen erstehen wird, wird in vielen Stücken dem alten nicht gleichen. Das vergossene Blut kommt nie, das vertane Gut nur langsam zurück. Aber wie es auch sein wird — es muß für alle Völker, die es bewohnen, ein Europa der friedlichen Arbeit werden. Der Friedensschluß, der diesen Krieg beendet, muß ein dauernder sein, er darf nicht den Keim zu neuen Kriegen, sondern einer neuen, endgültigen friedlichen Ordnung der europäischen Dinge in sich tragen.

In der langen Kampfgemeinschaft sind wir mit unseren Bundesgenossen immer fester verwachsen. Der treuen Kriegskameradschaft muß und wird eine Arbeitsgemeinschaft des Friedens folgen im Dienste der wirtschaftlichen und kulturellen Wohlfahrt der immer enger verbündeten Reiche. Wir gehen auch auf diesem Gebiete einen anderen Weg als unsere Gegner. England will auch nach dem Friedensschluß den Krieg nicht aufhören lassen, sondern dann den Handelskrieg gegen uns mit doppelter Schärfe führen. Erst sollen wir militärisch, dann wirtschaftlich vernichtet werden. Ueberall brutale Zerstörungs- und Vernichtungswut und der vermessene Wille, ein Volk von 70 Millionen zum Krüppel zu schlagen. Auch diese Drohung wird zerschellen. Aber die Staatsmänner, die solche Worte brauchen, mögen bedenken: je heftiger ihre Worte, desto stärker unsere Schläge!

Meine Herren, und wenn wir über Europa hinaussehen? Von jeder Verbindung mit der Heimat abgeschnitten, haben unsere Schutztruppen und Landsleute unsere Kolonien zäh verteidigt, machen sie noch jetzt in Ostafrika heldenmütig dem Feinde jeden Fußbreit Bodens streitig. Aber, das endgültige Schicksal der Kolonien wird nicht dort, sondern, wie Bismarck sagte, hier auf dem Kontinent entschieden, und unsere Siege auf dem Kontinent werden uns wieder einen Kolonialbesitz sichern und der unverwüstlichen deutschen Unternehmungslust eine neue, fruchtbringende Tätigkeit eröffnen.

So gehen wir frei und offen und mit wachsender Zuversicht der Zukunft entgegen. Nicht in Ueberhebung und Selbsttäuschung, aber voller Dank gegen unsere Krieger und in dem heiligen Glauben an uns und unsere Zukunft.

Groß und breit wie Berge liegen bei unseren Feinden Selbsttäuschung, ingrimmiger Haß und Volksbetrug auf den Geistern. Die feindlichen Staatsmänner setzen sich zusammen und erfinden immer neue Formeln zu den alten, damit nur dieser Bann nicht gebrochen werde. Wir haben keine Zeit zu Rhetorik. Stärker sind die Tatsachen, die wir für uns reden lassen, und zu diesen Tatsachen gehört eben auch die, die unsere Kriegsziele von denen unserer Gegner scheidet. Von allen kriegführenden Mächten ist Deutschland die einzige, der von seinen Feinden aus dem Munde ihrer Staatsmänner die Vernichtung, die Zerstückelung des Reiches, die Zerstörung seiner militärischen und wirtschaftlichen Macht angedroht wird. Die treibenden Kräfte, die vor dem Kriege die Koalition gegen uns zusammengeführt haben: Eroberungssucht, Revanchelust, Eifersucht gegen den Konkurrenten auf dem Weltmarkt, sind auch während des Krieges trotz aller Niederlagen bei den Regierungen mächtig geblieben. In diesem allgemeinen Kriegsziel sind sich London, Paris und Petersburg einig. Dieser Tatsache stellen wir die andere gegenüber, daß, als die Katastrophe über Europa hereinbrach, wir anders als 1870, wo Reichslande und Kaisertum jedem Deutschen als selbstverständlicher Siegespreis vorschwebten, nur das eine Ziel hatten: uns zu wehren, uns selbst zu behaupten, den Feind von der Heimat fern zu halten und ihn dort, wo er seine Zerstörungswut so ungeheuerlich erprobt hatte, so schnell wie möglich zu vertreiben. Wir hatten den Krieg nicht gewollt, wir hatten keine Veränderung unserer Grenzen notwendig, als er gegen unseren Willen begann. Wir sind es nicht gewesen, die einer anderen Nation Vernichtung ihrer Existenz, Zerstörung ihres nationalen Wesens angedroht haben.

Und woher nehmen wir die Kraft, um daheim alle mit der Absperrung unseres Ueberseeverkehrs verbundenen Schwierigkeiten, draußen die Ueberzahl unserer Feinde zu überdauern, weiter zu schlagen und zu siegen? Will jemand ernsthaft glauben, daß es Ländergier sei, die unsere Sturmkolonnen vor Verdun beseelt und sie immer neue Heldentaten vollbringen läßt? Oder soll ein Volk, das der Welt so viel geistiges Gut geschenkt hat, das 44 Jahre lang die friedliebendste aller Nationen gewesen ist, sich über Nacht in Barbaren und Hunnen verwandelt haben? Nein, meine Herren, das sind Erfindungen des schlechten Gewissens der am Kriege Schuldigen und um ihre Macht im eigenen Lande Besorgten.

Meine Herren, die neueste Ausgeburt dieser Sucht, uns zu verleumden, ist die Behauptung, daß wir uns nach siegreich beendigtem Kriege auf den amerikanischen Kontinent stürzen, als erste Provinz drüben Kanada zu erobern trachten würden. Das ist dieselbe Phantasterei wie die Behauptung, daß wir brasilianisches oder sonstiges südamerikanisches Gebiet anstrebten. Kaltblütig legen wir diese törichten, übelwollenden Andichtungen zu dem Uebrigen.

Um unser Dasein und um unsere Zukunft geht dieser Kampf, und weil das ein jeder von uns weiß, darum sind unsere Herzen und Nerven stark. Für Deutschland, nicht für ein fremdes Stück Land bluten und sterben Deutschlands Söhne.

Meine Herren, lassen Sie mich mit einer persönlichen Erinnerung schließen. Als ich das letzte Mal im Hauptquartier war, stand ich mit dem Kaiser auf einer Stelle, auf die ich Seine Majestät gerade vor einem Jahre begleitet hatte. Der Kaiser erinnerte sich des Umstandes und sprach in tiefbewegten Worten über den großen Wandel, den wir in diesem Jahre erlebt haben. Damals standen die Russen noch bis zum Karpathenkamm. Der Durchbruch bei Gorlice und die große Hindenburg-Offensive waren noch nicht im Gange. Heute stehen wir tief in Rußland. Damals berannten die Engländer und Franzosen Gallipoli und hofften den Balkan gegen uns in Brand zu setzen. Heute steht Bulgarien fest an unsrer Seite. Damals schlugen wir die schwere Abwehrschlacht in der Champagne. Heute klang bei den Worten des Kaisers der Kanonendonner von Verdun herüber. Tiefer Dank gegen Gott, gegen Heer und Volk erfüllte des Kaisers Herz, und ich darf wohl sagen, daß mir in dieser Stunde das Ungeheure, was Heer und Flotte für uns in diesem Jahre vollbracht haben, stärkender und ergreifender vor die Seele getreten ist als jemals.

Meine Herren, in ernster Stunde ist Ihre und unsere gemeinsame Arbeit doppelt verantwortungsvoll. Kein anderer Gedanke kann uns beseelen, als der: Wie helfen und wie stützen wir am besten unsere Krieger, die draußen für die Heimat ihr Leben in die Schanze schlagen? Ein Geist, ein Wille führt sie. Dieser uns alle einigende Geist leite auch uns. Er ist es, der über den Kampf der Väter hinweg unsere Kinder und Enkel in eine starke und freie Zukunft führen wird.

Führende Männer im Weltkrieg

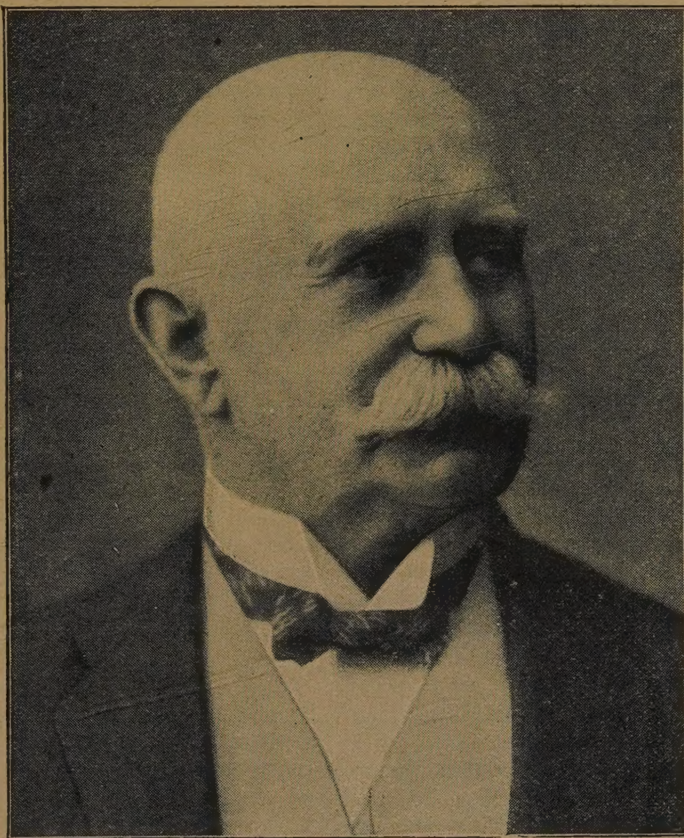
30. Zeppelin

Am 28. März wußten die Tageszeitungen von einer Reise des Grafen Zeppelin ins Große Hauptquartier zu berichten. Die Beratungen, die dort gepflogen wurden, sind zwar nicht nach Ententeart in die Welt hinausposaunt worden. Ueber ihr Ergebnis kann aber kein Zweifel sein. Die täglichen erfolgreichen Luftangriffe, die seit dem 1. April England und nun bereits auch Schottland heimsuchten, haben es offenbar gemacht. Der Luftkrieg ist in ein neues Stadium getreten. Die zugleich kühne und systematisch fortbauende Art, in der er geführt wird, entspricht ganz dem Wesen des Mannes, dessen erfinderischem Geist die deutsche Luftflotte in erster Linie ihre Ueberlegenheit verdankt.

Graf Ferdinand von Zeppelin entstammt, wie Hindenburg, einer alten, schon im dreizehnten Jahrhundert nachweisbaren Adelsfamilie des deutschen Nordostens. Aber während die Hindenburgs alle dem Nordosten treu blieben, wurde ein Zweig der Zeppelins Ende des 18. Jahrhunderts nach der Südwestecke Deutschlands verschlagen. Die Ufer des Bodensees sind Zeppelins Heimat. Auf badischem Gebiet wurde er in Konstanz am 8. Juni 1838 geboren. Auf dem

elterlichen Schloßgut Giersberg, auf Schweizer Boden, wuchs er auf. Ein Erlebnis des Dreizehnjährigen läßt schon den künftigen Mann vorausahnen. Als er auf der dünnen Eisdecke des Schloßteiches einbrach, besann er sich blitzschnell darauf, daß das Eis an einer einzigen Stelle, am Einfluß eines kleinen Flusses in den Teich noch offen sein müsse. Er schwamm unter dem Eis bis zu dieser Stelle hin und rettete sich aus der Lage, die wohl für jeden anderen todbringend gewesen wäre.

Den gleichen entschlossenen geistesklaren Wagemut hat dann der junge württembergische Kavallerieoffizier betätigt. Als 1863 der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten ausbrach, nahm er Urlaub und fuhr nach Amerika. Er machte den Krieg bei den Bundestruppen an der Seite mehrerer berühmter Generale mit, darunter der des größten Deutsch-Amerikaners, des damaligen Generals, späteren Botschafters und Ministers Karl Schurz, der mit vielen Tausenden seiner Landsleute sein Leben unbedenklich für das neue Vaterland einsetzte. Bei einem kecken Reiterangriffe wäre Zeppelin beinahe gefangengenommen worden, und mehrfach war er in Lebensgefahr. Durch kühne Patrouillenritte tat er sich dann wieder im Mainfeldzug 1866 hervor, und in ganz Deutschland wurde er durch den Einritt ins Elsaß berühmt, den er am 24. Juli 1870 an der Spitze einer Reiterpatrouille von 11 Mann unternahm, von dem er wichtige Nachrichten über den französischen Aufmarsch zurückbrachte und bei dem er mehrmals wie durch ein Wunder dem Tod oder der Gefangenschaft entging. Im Frieden blieb Zeppelin noch vierzehn Jahre seiner Waffe treu, 1885 wurde er württembergischer Militärattaché und 1887 württembergischer Gesandter in Berlin. 1890 vertauschte er noch einmal den Diplomaten- mit dem Kavalleristenrock und erhielt das Kommando der 30. Kavallerie-Brigade in Saarburg. Schon im selben Jahre aber nahm er dann als Generalleutnant seinen Abschied, um sich ganz der Sache zu widmen, die er immer klarer als seine eigenste Lebensaufgabe erkannt hatte: der Erfindung eines lenkbaren Luftschiffes.



Zeppelin

Graf Zeppelin hatte sich von jeher für technisch-wissenschaftliche Fragen interessiert. Ehe er auf die Kriegsschule zu Ludwigsburg kam, hatte er die Polytechnische Schule in Stuttgart besucht. Als Leutnant hatte er Urlaub vom Regiment genommen, um in Tübingen weiter zu studieren. In Amerika lernte er zuerst die Verwendung des Luftballons im Kriege kennen und stieg bei der Mississippi-Armee in einem Fesselballon auf. Als er 1870 bei seiner Truppe vor Paris im Quartier lag, hat er seinem Vetter, den späteren Generalmajor v. Zepelin, wie dieser sich nachträglich wieder erinnerte, auseinandergesetzt, wie viel Nutzen die Pariser aus den Ballons zögen, die sie hinaussenden könnten und wieviel größer der Vorteil für die Franzosen wäre, wenn es lenkbare Luftschiffe gäbe, die wieder Nachrichten in die belagerte Stadt bringen könnten. Graf Zeppelin hat selber erzählt, daß ein 1874 erschienener Vortrag des Reichspostsekretärs Stephan über Weltpost und Luftschiffahrt ihm den größten Eindruck machte.

Aber noch volle sechzehn Jahre dauerte es, ehe er, der die ganze Schwierigkeit des Problems überschaute, sich an die Erfindung eines lenkbaren Luftschiffes begab. Nach vierjähriger Arbeit war es so weit, daß er seine Erfindung eines starren Luftschiffes von ganz ungewöhnlichen Dimensionen einer vom Kaiser eingesetzten Sachverständigen-Kommission vorlegen konnte. Die Kommission erklärte das Projekt für praktisch undurchführbar. Zeppelin jedoch ließ sich nicht entmutigen. Er warb jetzt unter seinen schwäbischen Landsleuten für seine Erfindung. 1896 wurde die Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt in Stuttgart gegründet. Am 1. Juli 1900 konnte in Friedrichshafen an seinem geliebten Bodensee der erste Aufstieg stattfinden. Am 21. Oktober 1900 tat die erste Fahrt von 28 Minuten die Lenkbarkeit des Luftschiffes dar. Doch gerade jetzt nach den ersten technischen Erfolgen wurden die finanziellen Schwierigkeiten scheinbar unüberwindlich. 1901 löste sich die Stuttgarter Gesellschaft auf. 1903 erließ Zeppelin einen erschütternden „Notruf zur Rettung der Flugschiffahrt“ und sagte voraus wie es kommen würde, wenn man ihm nicht helfe: „Eine kurze Spanne Zeit, und Witterung, Sturm und Wellen werden mein lagerndes Material unverwendbar gemacht haben, meine letzten geschulten Gefährten werden mir nicht mehr zur Verfügung stehen — die letzten Mittel, die ich selbst zu diesem Zweck zu opfern vermag, werden erschöpft sein — und die Gebrechen des Alters oder mein Tod werden meinem Schaffen ein Ziel gesetzt haben!“ Die Gelder, die auf diesen Aufruf hin zusammenkamen, beliefen sich auf 16 000 Mark, während Zeppelin mindestens 400 000 für zunächst notwendig hielt. Es waren die schwersten Jahre, die er jetzt durchmachte, wo er immer mehr sich als einen Phantasten angesehen und sein Privatvermögen immer schneller dahinschwinden sah. Er hätte sie vielleicht nicht durchgehalten, wenn nicht zwei hochgestimmte Seelen ihm zur Seite gestanden und mit hingebendem, nie wankenden Glauben sein Selbstvertrauen aufgerichtet hätten, seine Gattin Isabella, eine geborene Freiin von Wolf, aus dem Hause Alt-Schwanenburg in Livland, die kein Bedenken trug, auch ihr Vermögen in den Dienst der Sache zu stellen, und seine einzige Tochter Hella, jetzige Gräfin von Brandenstein-Zeppelin, die den Eltern nach zehnjähriger glücklicher, aber kinderloser Ehe geboren war. Es war ein schwerer Schlag, als auch der Familienbesitz der Gräfin in Livland durch die lettische Revolution in Frage gestellt, und während die brave russische Regierung und ihr tapferes Militär untätig blieb, der herrliche Stammsitz Alt-Schwanenburg von den Mordbrennern verwüstet wurde.

Dann aber kam der Umschwung. Trotz aller Schwierigkeiten gelang der Bau eines neuen verbesserten Luftschiffes. Am 17. Januar 1906 machte es seine Probefahrt. In der folgenden Nacht wurde es durch einen furchtbaren Orkan zerstört. Das tragische Ereignis verschaffte dem Grafen neue

Freunde. Kaiser Wilhelm selbst setzte sich für ihn ein. Schon im Oktober 1906 konnten die Fahrten mit einem wieder verbesserten Schiff neu aufgenommen werden. Die Erfolge waren so sichtbar, daß auch das preußische Kriegsministerium bekehrt wurde. Im Sommer 1908 war der Bau des damals größten, auf Grund aller bisherigen Erfahrungen verbesserten Luftschiffes „Z. IV" beendigt. Mit ihm lieferte Graf Zeppelin am 1. Juli 1908 durch die berühmte zwölfstündige Fahrt von Friedrichshafen nach Luzern und Zürich vor aller Welt den Beweis für die Brauchbarkeit seiner Erfindung. Am 4. August fand die noch größere Fahrt über Straßburg, Mainz, Stuttgart statt, bei der das Schiff auf dem ganzen Wege von jubelnden Menschenmengen begrüßt wurde. Wieder aber wurde es in der folgenden Nacht durch eine Gewitterbö zerstört, und wieder gereichte das tragische Geschick der großen Erfindung zum Segen.

Jetzt war es das ganze deutsche Volk, das mit einem bisher nicht für möglich gehaltenen begeisterten Opfermut mehr als 6 Millionen aufbrachte und dadurch die Zukunft des lenkbaren Luftschiffes in Deutschland sicherstellte. Dem Bau der großen neuen Luftschiffhalle in Friedrichshafen folgten bald solche in Baden-Baden, Frankfurt a. M., Düsseldorf, Hamburg, Potsdam, Gotha, Leipzig, Dresden und Braunschweig. Es folgten 1909 Fahrten nach Berlin und Wien und 1912 die größte vom Bodensee über Hamburg nach dem Flugplatz Johannisthal. Inzwischen hatte die Militärverwaltung, die seit 1906 den Grafen wirkungsvoll unterstützte, und die Marineverwaltung begonnen, das lenkbare Luftschiff als eine verheißungsvolle Waffe auszubauen. Im Auslande, besonders in Frankreich, war man auf diese Waffe aufmerksam, doch zogen die Franzosen aus den Unglücksfällen, welche die „Zeppeline" in den ersten Jahren verfolgten, den Schluß, daß die von ihnen bevorzugte Waffe der Einzelflieger weitaus die wirksamere sei und sie von den „schwerfälligen" Zeppelinen nicht gar viel zu besorgen haben würden. Im Widerspruch mit dieser Sorglosigkeit stand freilich der Haß, mit dem sie den Ausbau der deutschen Luftflotte verfolgten und der zu maßlosem Ausbruch kam, als ein Zeppelin im April 1913 zu einer Notlandung auf französischem Boden bei Lunéville gezwungen war. Die Zurückhaltung, die sich Deutschland damals den Schmähungen gegenüber auferlegte, ist im Auslande nicht nach Gebühr als Zeichen unseres ernsten Friedenswillens gewürdigt worden. Die Meinung der Franzosen dagegen von ihrer großen Ueberlegenheit im Luftkrieg wurde eine der vielen Ursachen, die den Weltkrieg heraufbeschworen.

Bei seinem Ausbruch regte sich in dem sechsundsiebzigjährigen Grafen Zeppelin das alte Reiterblut. Er wollte noch einmal sein Leben für das Vaterland in die Schanze schlagen und hatte, wie er selbst öffentlich aussprach, den sehnlichsten Wunsch, selber einen Kriegs-Zeppelin zu kommandieren. Aber er fügte sich der obersten Entscheidung und hielt sich da zur Verfügung, wo er am notwendigsten war. Deutschland besaß nur einen Grafen Zeppelin, aber so manchen Luftschiffkommandanten, der in seinem Geist zu handeln wußte. Im Zusammenwirken mit den vielen deutschen Fliegern haben die Zeppeline den französischen Ueberlegenheitstraum zerstört. Bald lernten sie auch, einem Feind zu Leibe zu gehen, der den Fliegern unerreichbar war, England. Der Luftangriff auf England war zweifellos in Graf Zeppelins Sinn, und er ließ sich durch den englischen Entrüstungssturm, der dem ersten gelungenen Vorstoß vom 19. Januar 1915 folgte, nicht irremachen.

„Dieser Empörung", meinte er kaltblütig, „liegt nur die Furcht Englands zugrunde, daß die Zeppeline seine „splendid isolation" zerstören können, sowie die Tatsache, daß es den Engländern nicht gelungen ist, etwas den Zeppelinen Aehnliches zu bauen. England hofft die ganze Welt gegen uns aufzubringen, damit ein Druck auf uns ausgeübt werde, durch den Deutschland verhindert werden soll, eine Kriegswaffe zu gebrauchen, über die England nicht verfügt. Glaubt jemand auch nur einen Augenblick, daß England in seinem Entschlusse, Deutschland zu vernichten und zu zerschmettern, nicht jedes Mittel gebrauchen würde, das in seiner Kraft steht? England, das so weit geht, unsere Frauen und Kinder aushungern zu wollen, würde ganz bestimmt auch Zeppeline gegen uns anwenden, wenn es solche besäße!"

Seit diesen Worten ist wieder mehr als ein Jahr vergangen, und noch hat England trotz aller Bemühungen Graf Zeppelins Werke nicht nachmachen können. Es hat auch auf diesem Gebiete erfahren müssen, daß für Geld nicht alles zu haben ist. Die deutschen Kriegs- und Marine-Luftschiffe sind dagegen unter Zeppelins persönlicher Mitwirkung stetig weiter vervollkommnet worden. Wie an Deutschlands Erfolgen, so hat der Graf darum auch an dem Haß der Feinde und gewisser Neutraler seinen Anteil zu tragen. Er selbst hat inmitten der harten Kriegsarbeit — auch darin ein echter, großer Deutscher — an allen seinen Friedens- und Kulturhoffnungen festgehalten. Er wünscht, nach dem Krieg seine Erfindung im Dienst des Weltverkehrs weiter auszubilden, bis die Luftschiffahrt das schnellste und sicherste Verkehrsmittel auf Erden geworden sei. Dann würde man, so hat er unbefangen hinzugefügt, eine Reise nach Amerika in drei bis vier Tagen machen, und er hoffe, selbst noch einmal hinüberzufahren. Das mißtönende Echo auf diese Worte eines alten Mannes, der sich mit Dankbarkeit seiner amerikanischen Jugendeindrücke erinnerte, ist in Form der Gegenfrage zurückgekommen, er möchte wohl auch auf New York und Washington Bomben werfen?!

Es wird wohl noch lange dauern, ehe die Welt einen Mann begreift, der mit der gleichen Unermüdlichkeit für das Wohl und den Kulturfortschritt der Menschheit wie für die Verteidigung seines Vaterlandes mit allen, wenn unvermeidlich, auch den härtesten Mitteln arbeitet. Zeppelin wird es genügen, daß sein eigenes Volk ihn versteht. Dr. W. H.

Aus den Urwäldern von Paraguay zur deutschen Front

Von Ernesto Freiherrn Gedult von Jungenfeld

Von den Erlebnissen eines deutschen Kriegsfreiwilligen, der sich aus den Urwäldern Südamerikas zur deutschen Front durchlistete und durchhungerte, haben wir einen Abschnitt wiedergegeben, der die Flucht aus dem Kerker von Gibraltar und die Fußwanderung entlang der Süd- und Ostküste Spaniens behandelt. Wir beschließen die Proben aus der schlichten und wahrhaften Darstellung bunt bewegten Erlebens mit dem Kapitel: „Als Kohlenschipper von Barcelona nach Genua." Die gesamte Schilderung seiner Erlebnisse gibt Jungenfeld in einem Kriegsbuch, das in diesen Tagen im Verlag unserer Zeitschrift, Ullstein u. Co., Berlin, erscheint.

IV

In Barcelona erkundigte ich mich sofort nach dem Hafen. Dort fragte ich nach der Abfahrt einiger Dampfer und erfuhr dabei, daß man keinen Reisenden ohne die peinlichste Untersuchung von hier fortlasse. Mein ganzes Barvermögen war im Laufe der Wochen auf fünfzig Mark herabgesunken. Diese kleine Summe reichte natürlich nicht für anspruchsvolle Vorbereitungen zur Ueberfahrt nach Genua, und ich mußte daher schon einfache Leute aufsuchen, für die diese Summe viel Geld bedeutete. So begab ich mich in den Hafenteil, wo nur Frachtschiffe und Kohlendampfer anlegen. Hier lag eine Menge von italienischen Schiffen, die alle in nächster Zeit fahren wollten. Ich schlenderte stundenlang am Hafen hin und her und versuchte mit Schiffsarbeitern Gespräche anzuknüpfen

So fand ich auch einen Kohlentrimmer eines italienischen Dampfers, der mir erzählte, daß sein Schiff in zwei Tagen nach Genua auslaufen werde. Er hatte scheinbar nicht viel zu tun, und ich lud ihn in eine nahe Kneipe ein. Dort legte ich ihm bald mein Vorhaben dar, wobei ich natürlich ängstlich vermied zu sagen, daß ich ein Deutscher sei. Ich sprach nur von meiner brasilianischen

Heimat und hielt ihm auch meine Pässe unter die Nase. Ich bat ihn dringend, mir doch zu helfen, damit ich an Bord käme. Zum Schluß machte ich ihm folgendes Angebot: Wenn er mich heimlich als blinden Passagier an Bord bringe, werde ich ihm fünfzig Mark schenken und während der Ueberfahrt nach Genua seine Arbeit verrichten. Nun waren seine abschlagenden Worte schon weniger heftig, und er begann, sich die Sache durch den Kopf gehen zu lassen. Das Geld kitzelte ihn scheinbar sehr, aber auf der anderen Seite wollte er doch nicht die große Verantwortung übernehmen. So sagte er mir endlich, er wolle sich alles noch einmal überlegen. Ich solle am nächsten Morgen mich hier wieder einfinden; dann gebe er mir Bescheid. Mit allen Hoffnungen begab ich mich in mein kleines Wirtshaus, wo ich mich bald schlafen legte. Meine Nerven waren nicht mehr so stark, daß ich jetzt Lust verspürt hätte, mich in den Straßen Barcelonas herumzutreiben. Ich las nur noch schnell einige Zeitungen, aus denen ich sehen konnte, daß hier doch der Ton anders war als damals in Buenos Aires.

Der nächste Morgen kam. Bald erschien auch mein Freund, der Kohlentrimmer. Er hatte sich mit dem ersten Heizer in Verbindung gesetzt und war mit ihm übereingekommen, daß sie sich mein Geschenk teilen wollten. Ich mußte mich außerdem noch verpflichten, meines Freundes Arbeit ganz zu versehen und ihm das versprochene Geld auszuhändigen, sobald ich an Bord käme. Das war ja wieder einmal ein gewagtes Spiel; denn mich konnte doch dieser schwarze Italiener, nachdem er mir mein Geld abgenommen hatte, treulos den Behörden anzeigen. Ich ging aber von der berechtigten Voraussetzung aus, daß das Geld hier die Hauptrolle spielte und man mich weniger aus mitleidsvollen Gefühlen mitnehmen wollte. So hatten diese Leute ja auch wenig Veranlassung, mich zu verraten. Ich ging auf ihre Forderungen ein, bezahlte mit den letzten Groschen meines Vermögens meine kleine Hotelrechnung und war mir vollkommen klar darüber, daß, wenn ich abermals in einem anderen Hafen als Genua landen müßte, ich nunmehr wirklich verloren sei. Denn ohne Geld konnte man in diesen Zeiten auch hier nichts erreichen.

Am dunklen Abend stellte ich mich im Hafen ein und wurde von meinen beiden Leuten unter Deck in den Kohlenraum gebracht. Dort waren noch vier andere Menschen anwesend, die scheinbar von unseren Plänen alles wußten und wohl auch einen Teil meines Geldes abbekommen hatten. Mir konnte es ja im übrigen egal sein, wer sich den Raub teilte. Man empfing mich verhältnismäßig freundlich, lachte mich nur aus, und einige meinten, ich als Brasilianer hätte für fünfzig Mark doch auch eine bessere Ueberfahrt haben können.

So verging die erste Nacht, ohne daß ich irgendwelche Arbeit gehabt hätte. Ich schlief auf den Kohlen und deckte mich, wie man auf gut berlinisch zu sagen pflegt, mit dem Bauche zu. Es bedurfte ja auch wenig einer Decke, da in diesen Räumlichkeiten eines Schiffes sowieso eine unmenschliche Hitze herrscht. Als ich am Morgen erwachte, war ich bereits in das schönste Schwarz gehüllt, das diese Kohlenschipper ja immer an sich haben. Man begann schon zu früher Morgenstunde tüchtig zu heizen, und somit kam meine erste Arbeit. Auf diesen kleinen Frachtschiffen — denn so eines war das meinige —, die den Verkehr zwischen Genua und Barcelona aufrechterhalten und nur wenige Kajütenpassagiere an Bord nehmen, ist bei den Kohlentrimmern dreistündige Ablösung. Aber diese drei Stunden genügen vollständig, um einen kräftigen Mann zur Ermüdung zu bringen, geschweige denn mich, der ich wirklich nicht mehr einer der Kräftigsten zu nennen war. Wie sich später in Deutschland herausstellte, wog ich, der ich fast 1,80 Meter groß bin, knapp über fünfundneunzig Pfund; bei einem derartigen Körpergewicht kann man allzuviel nicht mehr leisten. Ich hatte aber in Paraguay meine Kräfte gestählt und manches aushalten gelernt. Ich wußte, daß die Ueberfahrt höchstens zwei Tage dauern würde, und so schippte ich guten Muts meine drei Stunden durch, wofür ich ja noch fünfzig Mark hatte zahlen dürfen. Der Italiener machte dabei ein gutes Geschäft, denn er rührte in diesen zwei Tagen unserer Ueberfahrt kaum den Finger. Die anderen nutzten mich ebenfalls aus, und ich bekam auch von ihnen des öfteren Arbeit zugedacht. Doch mich grämte das nicht. Nun war ich ja bald am Ziel meiner Reise und wußte, alles dies würde aufhören, sobald ich meinen Fuß auf italienischen Boden setzen würde. An die frische Luft bin ich in diesen Tagen nicht mehr gekommen. Denn ich mußte ängstlich vermeiden, daß einer der Offiziere oder gar der Kapitän meine Anwesenheit bemerkte.

So lichteten wir gegen Mittag die Anker und steuerten ins Meer hinaus. Mein Dienst hatte sofort begonnen. Meine freien Stunden habe ich nach dem Beispiel meiner Arbeitsgefährten meist verschlafen. Die Kohlen, auf denen ich lag, waren ja zwar keine Eiderdaunenkissen; doch ich habe schon öfters in meinem Leben auf dem Fußboden genächtigt und bin von Paraguay harte Betten gewöhnt. Es hatte ein unheimlich kaltes Wetter eingesetzt, und die See war so bewegt, daß der Kapitän es nicht wagte, den Golf von Lyon abzuschneiden, sondern an der Küste entlang fuhr. In der ersten Nacht passierten wir die Nähe von Marseille, wo, Gott sei Dank, keine weitere Untersuchung stattfand. Der kleine Kasten wurde durch den Sturm ganz auf eine Seite gelegt, und das Arbeiten war bei dieser schrägen Stellung keine wahre Freude. So vergingen die achtundvierzig Stunden, in denen ich Blut schwitzte; und ich bin davon überzeugt, daß ich weitere achtundvierzig Stunden nicht ertragen hätte. Ich sah aus wie ein Neger; hatte ich mich doch kaum ein einziges Mal waschen können.

Es war der Morgen des 24. Dezember 1914, jenes Tags, an dem wir um neun Uhr vormittags planmäßig in Genua einlaufen sollten. Gegen sieben Uhr hatte ich mich das erstemal an Deck getraut in der bestimmten Ueberzeugung, wir seien schon innerhalb der italienischen Hoheitsgrenze. Ich hatte noch keine halbe Stunde mich dort aufgehalten, als ein kleines Kriegsschiff am Horizont sichtbar wurde, das nach meiner Ansicht nur ein italienisches sein konnte. Doch groß war mein Erstaunen, als sich zeigte, daß es ein französisches Torpedoboot war. Ich traute meinen Augen nicht, als ich abermals die verhaßte Trikolore sah, und erkundigte mich sofort, was der Franzose in diesen Gewässern zu suchen habe. So erfuhr ich erst, daß wir durch den Sturm uns derart verspätet hatten, daß wir erst gegen Abend in Genua eintreffen könnten. Noch hatten wir die französischen Hoheitsgewässer nicht verlassen. Meinen Schrecken kann sich jeder vorstellen, und ich bin hastiger als je wieder in die Unterwelt hinabgetaucht. Zum zweitenmal ließ ich mich bis Genua an Deck nicht sehen.

Durch das kleine Bullauge, aus dem ich hinausschauen konnte, sah ich die wunderbare Gegend, an der wir vorüberfuhren. Entzückend lagen die Städte der Riviera am Ufer, und lange Zeit sah man am äußersten Gestade einen D-Zug brausen. Da wurden das erstemal wieder die Heimatsgefühle in mir wach, und meine Erregung stieg mit jedem Meter, um den wir uns Genua näherten.

„Genua in Sicht," erscholl es von Deck, und wer Zeit und Lust hatte, stürzte sofort nach oben und sah sich das Schauspiel bei der Einfahrt an. Der Hafen von Genua war in diesen Tagen derart bevölkert und überfüllt, daß unser verhältnismäßig kleines Schiff kaum Platz zum Anlegen erhielt. Wir fuhren mit dem Bug nach vorne in den Hafen ein, mußten aber dann mit dem Heck zuerst wieder herausgeschleppt werden, da kein Platz zum Drehen vorhanden war. So wurden wir endlich, das Hinterteil zuerst, hineingezogen und legten nach Schwierigkeiten über Schwierigkeiten am Kai an. Es war sechs Uhr abends geworden, als unser Dampfer endlich still lag. Kaum war die Landungsbrücke heruntergelassen, kaum waren die nötigen Formalitäten erledigt, kaum begannen die wenigen Passagiere von Deck zu gehen, als auch ich in meiner schwarzen Wüstheit mit einem kühnen Sprung von Deck heruntersprang und meinen Fuß auf italienischen Boden setzte.

Wer fühlt die Freude mit mir, die ich in diesen Momenten empfunden habe? Das Herz hätte mir vor Wonne zerspringen können, als ich sogar ungehindert durch den Zoll hindurchkam, da man mir hier meine Worte geglaubt hatte, ich wolle nur schnell einen Schnaps trinken gehn. So betrat ich Genua. Von jetzt ab brauchte ich mein Deutschtum nicht mehr zu verleugnen . . .

Wahrspruch

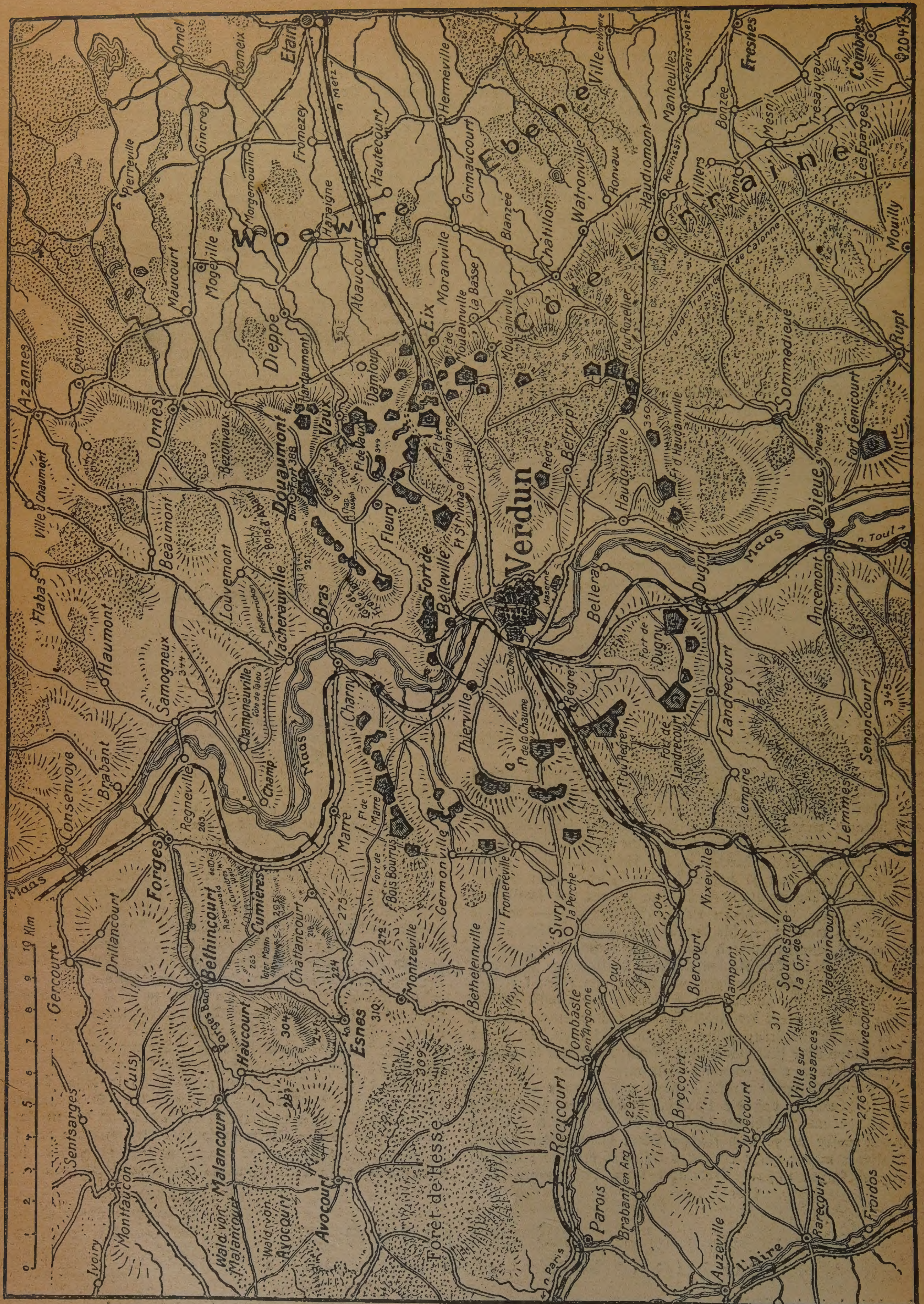
Von Friedrich W. Fuchs, als Armierungssoldat im Felde

Deutschland in der Welt voran!
Sei'n wir stolz, sei'n wir froh;
Denn es ist in Wahrheit so:
Viel umlistet, viel umwettert,
Doch zu Boden nie geschmettert,

Immer stark an neuer Kraft,
Kühn zu Großem aufgerafft:
Deutschland in der Welt voran!

*

Tue jeder, was er kann,
Drauß', daheim, und Weib wie Mann,
Und der Herr im Himmel walte,
Daß der Ruf sein Recht behalte:
Deutschland in der Welt voran!



Der Kampfraum um Verdun.

Druck und Verlag: Ullstein & Co., Berlin SW 68. — Verantwortlich für die Redaktion: Julius Elbau, Berlin-Tempelhof.
Bestellungen bei den Buchhandlungen sowie bei den Geschäftsstellen des Verlages Ullstein & Co. Hauptvertriebsstelle: Berlin SW 68, Kochstr. 22/26.